Köhlerei in Philippsdorf im Altvatergebirge
Photographie von R. Borrmann in Breslau

Schlesische Chronik

4. Jahrgang Nr. 2 — 15. Oktober 1910

phot. H. Wolff

Bilder aus Schlesien vom Luftballon „Schlesien“
III. Gondelteich am Hedwigsbade bei Trebnitz

Vom Breslauer Gymnasium zu St. Maria Magdalena

Der 26. Juni war ein bedeutsamer Tag in der Vergangenheit des altehrwürdigen Gymnasiums zu St. Maria Magdalena.

Am 26. Juni 1710 fand die feierliche Einweihung des in der beigefügten Abbildung wiedergegebenen Schulbaues statt. Die 200. Wiederkehr dieses Tages soll nicht vorübergehen, ohne daß ein kurzer Ueberblick über die Entwickelung der Schule gegeben werde.

Das jetzige Gymnasium zu St. Maria Magdalena ist Breslaus erste Stadtschule. Bis zu ihrer Gründung war die Domschule die einzige Unterrichtsanstalt, die sich jedoch bei der rasch fortschreitenden Entwicklung der aus der Asche des 1241 zerstörten polnischen Breslau erstandenen, deutschen Stadt bald als unzulänglich erwies. Auf die Bitte des Rates gab der Kardinal Guido, der gerade in Breslau eine glänzende Synode der gesamten polnischen Kirchenprovinz abhielt, in der Urkunde vom 12. Februar 1267 bereitwilligst die Genehmigung „ut infra muros civitatis Vratislaviensis juxta ecclesiam sancte Marie Magdalene scole fiant".

Das erste Schulhaus wurde nördlich der Magdalenenkirche, an der Ecke der Albrecht- und Altbüßerstraße errichtet. Es enthielt nur zwei Lehrzimmer, eins zu ebener Erde mit 11 großen Fenstern und ein kleines mit zwei niedrigeren Fenstern im Obergeschoß, wo sich auch die Wohnung des Rektors und der Unterlehrer befand. Ersteres diente dem Unterrichte der unteren Klassen, letzteres dem der Oberklasse.

Nach der Stiftungsurkunde sollten in der neuen Stadtschule nur elementare Unterrichtsfächer, wie Lesen, Schreiben, die Gebete der Kirche und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gelehrt werden. Wer sich damit nicht begnügte, der sollte die Schule auf dem Dome oder auch eine andere besuchen.

Der Schulmeister, der dem geistlichen Stande angehören mußte, wurde vom Domscholastikus auf ein Jahr ernannt; dem Rate der Stadt stand außerdem innerhalb dieses Jahres die vierteljährliche Kündigung zu. Recht des Schulmeisters war es hingegen, seine Gehilfen zu wählen und zu entlassen.

Die Schule befand sich in völligem Abhängigkeitsverhältnisse von der Kirche, und die Schüler wurden, wie aus einem alten Schöppenbriefe ersichtlich ist, ohne Rücksicht auf die Unterrichtsstunden zu kirchlichen Dienstleistungen herangezogen.

Mit der kirchlichen Reform in Breslau vollzog sich auch eine Reform des Schulwesens, und der Rat der Stadt übernahm das Patronat der Schule und mit ihm auch die pekuniären Sorgen, die sich um so härter geltend machten, als die ansehnlichen Stiftungen im Besitze des Domes verblieben waren. Erst im Jahre 1545 wurden auf Grund einer kaiserlichen Vollmacht der Schule die Zinsen der Stiftungen überwiesen.

Im Jahre 1558 wurde das Schulhaus umgebaut, eine Notwendigkeit, die sich schon seit langem herausgestellt hatte. Für die innere und äußere Ausstattung wurde manches getan, das für jene Zeit höchst komfortabel, für die Jetztzeit höchst primitiv erscheint. Die vor der Schule stehenden Buden wurden gleichmäßig mit dem Gebäude angestrichen. Die Außenseite der Schule wurde durch eine Sonnenuhr geschmückt, während die Wände der beiden Schulzimmer mit Sprichwörtern in deutscher und in fremden Sprachen ausgestattet wurden.

Eine Blütezeit erlebte die Schule unter dem Rektorate M. Heinrich Kloses, der 1637 sein Amt antrat. Unter seiner Leitung nahm die Schule einen bedeutenden Aufschwung, der sich insbesondere in der Zahl ihrer aufgenommenen Schüler (bis Ende 1643 waren es 823) zeigte. In dem unteren Klassenzimmer wurden ungefähr 200 Schüler gleichzeitig unterrichtet, und man hatte die einzelnen Klassen durch dünne Bretterwände getrennt, die jedoch nicht bis an die Decke reichten.

Das Aufblühen der Schule verursachte auch ihre Erhebung zum Gymnasium, die am 30. April 1643 in feierlicher Weise proklamiert wurde. Damit war Breslaus erste Stadtschule einer später (1293) gegründeten Anstalt, der Schule zu St. Elisabeth, die schon bei der Einweihung ihres Neubaues, am 29. Januar 1562, die Würde eines Gymnasiums erlangt hatte, ebenbürtig geworden.

Die schlechten Raumverhältnisse machten sich bei dem starken Besuche des Gymnasiums immer unangenehmer bemerkbar, so daß die Erbauung eines neuen Schulgebäudes längst dringend geboten erschien. Wie der Vorbericht zur „Solemnia" „bey öffentlicher Inauguration und Einführung der Schul-Jugend in das neu-erbauete Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau" ergibt, war das Magdalenen-Gymnasium, „was den Platz und das Gebäude betrifft, viel übler beschaffen," als das Elisabeth-Gymnasium: „indem vor den ersten Odrinem derer Lernenden zwar ein ziemlich geraumes Zimmer gewiedmet war; die andern fünf Ordines aber steckten alle beysammen in einer eintzigen Stuben, in welcher die darinnen docirenden Herren Collegen von dem Staube der vermodernden alten Wände, von dem Gerumpel der auf der anstossenden Gasse vorüber rennenden Wagen, und von dem Gewimmel der gantz gedrange beysammen steckenden Knaben, redlich und zur gnüge geplagt worden."

Aber erst im Anfange des 18. Jahrhunderts erhielt die Anstalt eine würdigere Wirkungsstätte. Mit Hülfe großer Zubußen des Kirchenvorstehers Johann Kretschmer, eines angesehenen und reichen Breslauer Handelsherrn, wurde unter dem Rektorate Gottfried Kupfenders an der Stelle des sogenannten Almosenhauses ein für damalige Verhältnisse großartiger Neubau aufgeführt, dessen feierliche Einweihung unter Beteiligung der Behörden und der Bürgerschaft am 26. Juni 1710 stattfand. Die Feierlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit abgehalten wurden, die Reden, die man hielt, die musikalischen Aufführungen und Gesänge sind noch vorhanden und geben ein Bild davon, welche Bedeutung die neue Anstalt für Breslau hatte. In den Reden und Gesängen werden vor allem auch die Verdienste Kretschmers gepriesen, der „nach seiner zu Kirchen und Schulen getragenen ungemeinen Liebe und Gewogenheit, nicht allein die ganze Obsicht dieses neuzuerbauenden Gymnasii über sich zu nehmen, sondern auch einen grossen Zuschuß aus seinen eigenen Mitteln zu thun sich güttigst erbothen" hatte.

Ueber dem Portal des Eingangs zum Schulgebäude war das Wappen des damaligen Schulpräses von Haunold, des Rats von Hoffmannswaldau und des Kaufherrn Johann Kretschmer angebracht. Unter dem Wappen der Stadt Breslau war folgende mit goldnen Buchstaben in schwärzlichem Marmor eingegrabene lateinische Inschrift zu lesen: D(eo) O(ptimo) M(aximo) S(acrum). Seminarium eccleisiae ac reipublicae decreto Senatus Wratislaviensis cura adiacentis S. Aedis aedilium inpietatis emolumentum litterarum incrementum urbis ornamentum e vicinia huc transplantatum. A(nus) o(rbis) r(edemti) MDCCX. (Der Gottheit heilig. Pflanzschule der Kirche und des Staats, auf Befehl des Breslauischen Senats und durch Sorge der Vorsteher der benachbarten Kirche zum Nutzen der Gottesfurcht, zur Beförderung der Wissenschaften und zum Schmuck der Stadt aus der Nachbarschaft hierher verlegt im Jahre des Heils 1710. — Menzel topographische Chronik von Breslau.)

Zum Andenken an die feierliche Einweihung ließ der edle Stifter Johann Kretschmer auf seine Kosten eine Münze (Klippe) schlagen, auf deren Vorderseite sich eine

Das alte Magdalenen-Gymnasium in Breslau

Abbildung der neuen Anstalt befand. Sämtliche Mitglieder der kirchlichen und städtischen Behörden, sowie die Primaner des Gymnasiums erhielten ein in Silber geprägtes Exemplar, während den Schülern der anderen Klassen in englischem Zinn ausgeführte Münzen gespendet wurden.

Außer den Klassenzimmern enthielt die neue Anstalt die Wohnung des Rektors und zweier Professoren.

Nach dem im Jahre 1717 erfolgten Tode Kupfenders machte sich nach und nach ein Niedergang des Gymnasiums bemerkbar; es wurden in der Bürgerschaft Klagen laut, daß diejenigen, die nicht die ganze Anstalt absolvierten, sondern in den mittleren Klassen abgingen, um sich einem praktischen Berufe zu widmen, zu wenig berücksichtigt würden. Die in Berlin von einem Geistlichen an der Dreifaltigkeitskirche, J. J. Hecker, errichtete „ökonomisch-mathematische Realschule" fand auch in Breslau Anklang, sodaß am 24. Januar 1765 das Presbyterium der evangelisch-reformierten Gemeinde nach dem Muster der Berliner eine Realschule in Breslau eröffnete. Der damalige schlesische Minister Graf von Schlabrendorf ersah mit Allerhöchster Genehmigung das Magdalenen-Gymnasium dazu aus, „daß in selbigem nicht allein Theologie, gelehrte Sprachen, Philologie, Rede- und Dichtkunst, Alterthümer, Philosophie und andere Theile der eigentlichen Gelehrsamkeit, sondern auch außer der reinen Teutschen Sprache, die Französische, Pohlnische, Englische und Italienische Sprachen gelehret, im Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen, praktischen Mathematik, Feldmessen, Kriegs- und Zivil-Baukunst, in der Historie, Geographie, Wappenkunst und Genealogie, in der Moral, Naturlehre, Landwirtschaft, im Buchhalten und anderen nützlichen Wissenschaften Unterricht und Anleitung ertheilet werden sollen."

Nur widerwillig fügte sich der damalige Rektor, Johann Christian Leuschner, in die Umwandlung des Gymnasiums und machte in der Einladungsschrift zu der

feierlichen Eröffnung der Realschule (24. April 1766) seine Bedenken geltend.

Im folgenden Jahre eröffnete man in dem alten Schulhause an der Albrechtstraße ein Pensionat für die auswärtigen Schüler der Anstalt, das in den folgenden Jahren stark besucht war. Ueberhaupt entsprach die neue Anstalt den Wünschen der Bürgerschaft, und die Schülerzahl stieg von Jahr zu Jahr; auch die neben dem Realgymnasium vorhandene öffentliche Mädchenschule für die Töchter der höheren und mittleren Stände erfreute sich als einzige derartige Anstalt in Breslau eines regen Besuches.

Nicht lange dauerte die Blütezeit. Als im Jahre 1790 Joh. Kasp. Friedrich Manso an Stelle des amtsmüden Rektors Leuschner die Leitung übernahm, fand er höchst unerfreuliche Verhältnisse vor; das Pensionat war fast leer und die Schülerzahl des Gymnasiums unter 90 zurückgegangen.

Mit rastloser Energie arbeitete Manso an dem Wiederaufblühen der Anstalt, und 1810 nahm sie wiederum die alte Würde des Gymnasiums an, die ihr seitdem nicht wieder genommen worden ist.

Ueber 150 Jahre diente das Gebäude von 1710 seinem erzieherischen Zwecke, bis es im Jahre 1867 abgebrochen und dem jetzt noch stehenden, im Jahre 1869 eingeweihten Gebäude weichen mußte. Auch dessen Tage scheinen gezählt zu sein, wenn auch endgültige Beschlüsse über einen Umbau oder eine Verlegung des Gymnasiums zur Zeit der Abfassung der Arbeit noch nicht vorliegen.

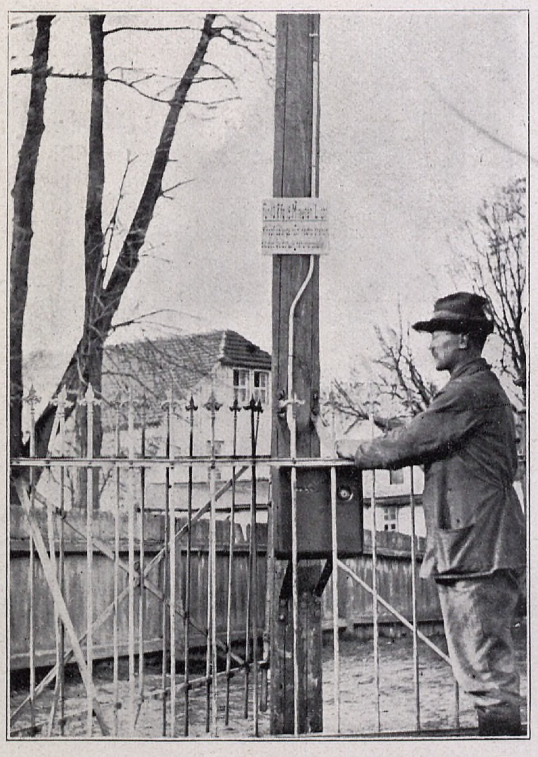
Die der Kartensammlung des Kunstgewerbemuseums entnommene Abbildung zeigt uns außer dem Magdalenengymnasium einen Teil des früheren Magdalenenkirchhofes, von dem man durch Schwibbögen auf die angrenzende Schuhbrücke und Altbüßerstraße gelangte. Der auf der Abbildung zu sehende Schwibbogen erinnert uns an den heute noch von dem Elisabeth-Kirchplatze nach dem Ringe führenden Bogen, dessen Tage auch gezählt sind.

Karl Obst in Breslau

Automatische Straßenbeleuchtung

Das Dorf Zarkau bei Glogau dürfte wohl das einzige deutsche Dorf sein, das sich einer automatischen Straßenbeleuchtung erfreut. Auf der etwa 1 Kilometer betragenden Wegstrecke von der Stadtgrenze bis in die Gemeinde Zarkau sind 9 große Glühlampen aufgestellt worden, welche den ganzen Weg ausreichend beleuchten. Diese Lampen brennen auf Kosten der Gemeinde Zarkau bis 10 Uhr abends. Nach 10 Uhr ist jedermann in der Lage, durch Einwurf eines Zehnpfennigstücks in einen der beiden Automaten, die an den Endmasten angebracht sind, den Strom auf 12 Minuten wieder einzuschalten. Diese Zeit genügt, um in bequemer Weise die fragliche Entfernung zurückzulegen. Das Prinzip der Anlage ist dasselbe wie bei der bereits allseitig bekannten automatischen Treppenbeleuchtung. Von dieser bis zur automatischen Straßenbeleuchtung war eigentlich nur noch ein kleiner Schritt. Der Automat selbst ist in einem kleinen, unscheinbaren Eisenkasten untergebracht, über dessen Zweck ein weithin sichtbares Schild belehrt: „Für 10 Pfg. 12 Minuten Licht!“ Nach 10 Uhr abends wird der Apparat durch eine kleine Lampe beleuchtet. Die Brenndauer der Straßenlampen wird durch ein Uhrwerk geregelt, das auf elektrischem Wege dauernd gebrauchsfähig erhalten wird. Die Anschaffungskosten jedes der beiden Apparate, die von der Firma Furche-Berlin geliefert worden sind, betragen ca. 150 Mark.

G. Krause in Glogau



phot. G. Krause in Glogau

Apparat für automatische Straßenbeleuchtung in Zarkau bei Glogau

Das Hochwasser in Schlesien

Im Monat September ist Schlesien von einem Schadenhochwasser heimgesucht worden, das nur wenig hinter der gewaltigen Hochflut des Jahres 1903 zurückblieb. Tagelang regnete es fast in der ganzen Provinz in Strömen. Ueberall regnete es ohne Unterbrechung, und die Flüsse schwollen aufs bedrohlichste an. In der Oder wuchs die Flut rasch fast bis zur Höhe des Jahres 1903, und in einigen Nebenflüssen wurden an manchen Stellen sogar noch höhere Wasserstände wie in jenem Unglücksjahre gemessen. Besonders schlimm war die Wassersnot im Gebirge; Häuser, Brücken und Stege wurden weggerissen, ganze Ortschaften überschwemmt und viele ihrer Habe beraubt. Von Tag zu Tag mehrten sich die Hiobsposten; ganze Städte waren gefährdet. Aus Neurode, Reichenbach, Glatz usw. kam die Kunde, daß das Wasser bereits in die Städte gedrungen sei, in Glatz war der Stadtbahnhof unter Wasser. Militär mußte zur Hilfe aufgeboten werden — wie damals vor sieben Jahren. Aus dem Gebirge stieg die Flut in tosenden Bächen, Flüssen und Strömen ins Tiefland und richtete hier nicht wenig Schaden an. Zur Aufnahme eines gewöhnlichen Hochwassers reichen ja die weiten Inundationsgebiete der Niederung aus, aber diesmal schwoll das Wasser höher. Es vernichtete nicht nur die zweite Heuernte durch Verschlammung des Grases, sondern auch die Feldfrüchte in den höher gelegenen, von den Hochwässern gewöhnlich nicht erreichten Stellen des Vorflutgebietes und überstieg oder zerstörte schließlich sogar die Dämme eingedeichter Ortschaften, diese samt ihren Aeckern völlig überflutend.

Bange Tage und noch schlimmere Nächte haben die Bewohner der bedrohten Städte und Dörfer durchlebt. Nur einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, daß die Bedrängnis nicht zu einer schlimmeren Katastrophe wurde wie die im Jahre 1903. Von der oberen Oder wälzten sich gewaltige Wassermengen gleich einer todbringenden Heerflut heran, und zugleich zog ein nicht geringer Troß in der Neiße herab. Wehe, wenn die beiden dort zur selben Zeit zusammengetroffen wären, dann wäre das Unglück unterhalb der Neißemündung unabsehbar gewesen. Und es fehlten nur wenige Stunden zu dem verhängnisvollen Zusammentreffen, aber sie reichten aus, das Aergste zu verhüten. Freilich Brieg und Breslau blieben dennoch gefährdet; in Brieg stieg das Wasser in die Odervorstadt, und die Stadt Breslau ist von einer Ueberflutung der Vorstadtstraßen gerade noch verschont geblieben, vielleicht

durch die Dammbrüche an der Neisse und der Oder zwischen Brieg und Breslau, deren Folge die Ueberflutung von Löwen war.

Die Umgebung der Stadt Brieg hat durch die Hochflut, die am 9. September ihre größte Höhe erreichte, ganz besonders gelitten. In den ersten Morgenstunden dieses Tages überschritt die hochangeschwollene Oder das Ufer gegenüber Groß-Neudorf und überflutete die dortigen Wiesen und die städtische Aue mit dem Exerzierplatze. Vormittags um 10 Uhr reichte das Wasser schon bis an die Türschwellen der in der Nähe des Stromes gelegenen Häuser. Der Abschlußdamm an der früheren Mündung des alten Schleusenkanals in die Oder, den man durch Faschinen und Bohlen erhöht hatte, wurde vom Strome überflutet. In der folgenden Nacht drang das Wasser in die Gärten der unteren Ohlauerstraße und des Dorfes Rathau ein, und der Straßendamm wurde stellenweise überflutet. Unser Bild auf Seite 37 läßt uns einen Blick in die überschwemmte Hauptstraße des Dorfes tun. Unterhalb des Dorfes Rathau waren die Wiesen und Weidenpflanzungen überschwemmt. Der angerichtete Schaden war gewaltig. In der Odervorstadt und in den Gärten der unteren Ohlauerstraße wurden Gemüse, Kartoffeln und Kohl vernichtet; auch das Obst hat gelitten, da die Spaliere und Pyramiden mit den unteren Etagen im Wasser gestanden haben. Viel Schaden ist an den Straßen, Ufern und Zäunen angerichtet worden. In den Gebäuden war das Wasser in die Keller, Hausflure und die zu ebener Erde gelegenen Stuben eingedrungen, die, nachdem das Wasser zurückgetreten oder ausgepumpt worden ist, durch Koksöfen trocken gefeuert werden mußten. In Rathau hat der Holzhof des Sägewerks mehrere Tage unter Wasser gestanden. Dem Lehrer Dietzmann wurden 35 Bienenvölker durch die Ueberschwemmung vernichtet. In Linden ist der Wehrbau hart betroffen; es wurden für einige Tausend Mark Hölzer, Spundwände usw. weggeschwemmt. Die Wiederherstellung des im Oderwalde an zwei Stellen gebrochenen Deiches wird große Mühe verursachen. Noch weit größerer Schaden wurde in der Neiße-Niederung des Landkreises Brieg und im angrenzenden Kreise Falkenberg angerichtet. Infolge der Dammbrüche bei Cantersdorf, Taschenberg und Klein-Sarne wurden ausgedehnte Feldmarken überschwemmt. In den Scheunen von Klein-Sarne, Stroschwitz, Cantersdorf und Hilbersdorf stand das Wasser 2 bis 3 Fuß hoch, und viel Getreide wurde verdorben. In den überschwemmt gewesenen Stadtteilen von Löwen ist ebenfalls viel Schaden angerichtet worden. In der Ziegelei bei Löwen sind viel Rohziegeln verdorben worden. Durch den Bruch des Deiches bei Klein-Sarne ist die Ueberschwemmung eine ungeheure und der Schaden enorm geworden. Es wäre dringend zu wünschen, daß nunmehr energische Schritte unternommen würden, die Frage der Oderregulierung endgültig zu lösen, damit ähnlichen Katastrophen in Zukunft vorgebeugt würde. G. H.

phot. Curt Gröger in Brieg

Die überschwemmte Hauptstraße des Dorfes Rathau bei Brieg

Ausstellungen

In Glogau fand vom 24. September bis 2. Oktober eine von der Ortsgruppe Glogau der Deutschen Kolonialgesellschaft veranstaltete **Kolonial-Ausstellung** statt. Sie war ein zum mindesten interessanter und jedenfalls verdienstlicher Versuch. Einen erschöpfenden Ueberblick konnte und sollte sie nicht geben, nur Ausschnitte und Einzelbilder. Ihr Zweck war, einem engerbegrenzten, provinziellen Kreise die großen wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Kolonien und den innigen Zusammenhang derselben mit der heimatlichen Volkswirtschaft darzulegen. Auf eine wissenschaftliche Gruppierung des Ganzen war verzichtet, man hatte dies den Einzelausstellern überlassen. Die reich vertretenen Ethnographien bildeten für den interessanten kolonialwirtschaftlichen Teil einen fesselnden Rahmen. Der Garten zeigte ein „kombiniertes" Eingeborenendorf in Lebensgröße und möglichster Echtheit. Sämtliche „Hütten" waren für Restaurationsbetrieb eingerichtet und abends — o Kultur! — elektrisch erleuchtet. Im Innern des geräumigen Schützenhauses, dessen Eingang ein Hereropontok bildete, waren zunächst große Verkaufsstände für koloniale Nahrungs- und Genußmittel hergerichtet. Der große Hauptsaal bot ein reiches, buntfarbiges Bild. In der Mitte war hauptsächlich die ethnographische Ausstellung untergebracht. Am interessantesten präsentierte sich der kolonialwirtschaftliche Teil. Unstreitig schoß hier die große Sammlung des Hauptmanns v. Amelunxen-Godesberg den Vogel ab. Herr v. Amelunxen ist kein Industrieller oder Kaufmann, sondern lediglich ein selbstloser, begeisterter Kolonialfreund, der es sich nach zehnjähriger Tätigkeit in den Kolonien zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Kenntnis der wirtschaftlichen Möglichkeiten und der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit unserer Kolonien zu verbreiten. Die von ihm zusammengebrachte Sammlung gibt tatsächlich ein fast erschöpfendes Gesamtbild aller Produkte unserer Kolonien, wohlgemerkt aber nur, soweit ihre Verwertung für die deutsche Volkswirtschaft in Betracht kommt. Dies zu zeigen, ist ihr Zweck, und in dieser Hinsicht dürfte die Amelunxensche Sammlung in Deutschland wohl einzig dastehen. Die unweit davon untergebrachte Ausstellung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees ließ wenigstens diese Konzen-

phot. Paul Frölich in Liegnitz

Vom 3. schlesischen Sanitätskolonnentage in Liegnitz (27. bis 29. August 1910)
Das Verladen der Verwundeten in die Eisenbahnwagen

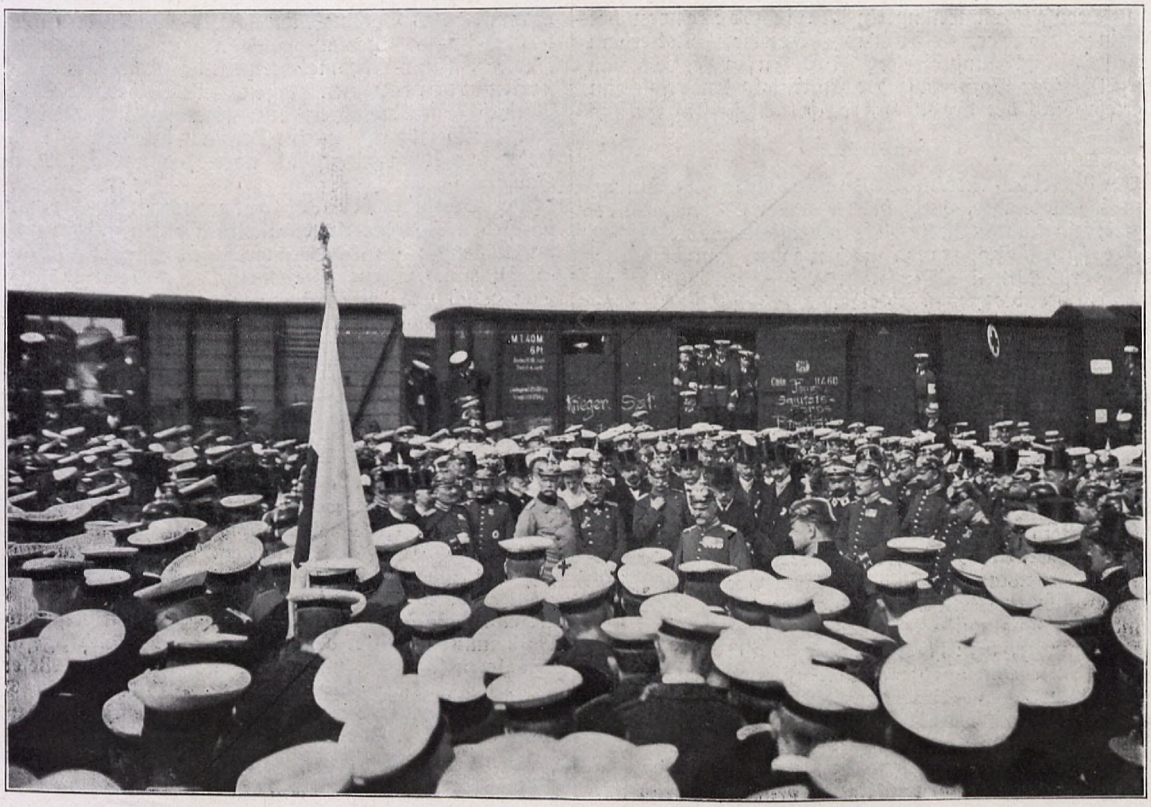
trierung auf das für uns Verwertbare und die gründliche Systematik der Amelunxenschen Darstellung, die klar und deutlich bei jedem Produkt den Werdegang vom Rohstoff zum fertigen Erzeugnis zeigt, vermissen. Fast alle unsere kolonialen Genußmittel, technischen Gebrauchsartikel und die auf kolonialen Rohprodukten basierenden deutschen Industrien sind in der Amelunxenschen Sammlung dargestellt, ein trotz aller Einfachheit der Form für den denkenden Beschauer überwältigendes Bild reicher Gegenwartsschätze und Zukunftsmöglichkeiten. Eine vortreffliche Ergänzung hierzu bildeten die ziemlich zahlreichen Einzelausstellungen solcher Großindustrieller, die unsere kolonialen Rohprodukte verarbeiten. Auch hier war häufig der Uebergang vom Rohstoff zum Vollfabrikat gezeigt. An Bedarfsartikeln für die Kolonien war wenig zu sehen. Tropenuniformen, Tropenapotheken, Wasserfilter, Tropenzelte und -betten, Moskitonetze, das war alles, aber es war ja auch nicht Zweck des Ganzen. Im übrigen erfüllte die Kolonial-Ausstellung in Glogau ihre Aufgabe, wirtschaftlich aufzuklären, sehr gut. Sie wurde freilich nicht übermäßig besucht, ja Kolonialgegner hatten sogar in der Stadt — charakteristisch für die herrschende blinde Kolonialfeindschaft — das Gerücht ausgestreut, die in Wirklichkeit von der Ortsgruppe mühsam zusammengebrachte Ausstellung sei eigentlich nichts als eine große Geschäftsreklame für die Südwestafrikanische Kolonialgesellschaft, die 56 Prozent Dividende bezahle! Glücklicherweise sind wenigstens die Schulen dagewesen, und so ist Hoffnung, daß die Jugend einmal nicht so töricht sein wird wie die Alten . . . St.

Einweihungen

Am 24. August wurde das in Münsterberg an der Neißerstraße, in der Nähe des Stadtparkes gelegene, neuerrichtete „St. Josephsstift" eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Das im Stil der deutschen Renaissance in einfachem Putzbau ausgeführte stattliche Gebäude enthält außer den Wohnungen für die Ordensschwestern zwei Lehrsäle für eine Kleinkinderschule und den Handarbeitsunterricht für junge Mädchen, ferner einen Speisesaal, eine Hauskapelle und einige Zimmer für Pensionäre. Hinter dem Hause liegt auf dem etwa einen Morgen großen Grundstück ein geräumiger Spielplatz für die Spielschule. Eine große Gartenanlage ist noch im Entstehen. Die Anstalt enthält auch eine Gemeindepflegestation des Vaterländischen Frauenvereins mit zwei Borromäerinnen aus Trebnitz, die ohne Unterschied der Konfession die Hauskrankenpflege in der Stadt übernehmen. Der Entwurf zum Bau stammt von dem Klosterbaumeister Jenke aus Trebnitz; ausgeführt wurde er von dem Maurermeister Haunschild und dem Zimmermeister Lorke in Münsterberg.

Am 15. September fand in Schadewalde die Weihe des neuen Krüppelheims „Bethesda" in Anwesenheit zahlreicher Freunde und Gönner der Anstalt statt. Archidiakonus Thiemann, der Leiter und Schöpfer des auf einer prächtigen Anhöhe gelegenen Heims, hielt die Begrüßungsansprache, Pastor Jakob aus Nieder-Korseb die Festrede. Vor zehn Jahren wurde das Krüppelheim mit vier Kindern und einer Diakonissin gegründet. Jetzt zählt die Anstalt bereits 50 Krüppel. Das Heim kostet weit über 100 000 Mark und bietet Raum für 80 Zöglinge.

Am gleichen Tage erfolgte in Trebnitz durch den Generalsuperintendenten D. Nottebohm aus Breslau die Einweihung des an der Wallstraße erbauten Johanniter-Kranken- und Siechenhauses. Der Feier wohnten außer dem Kommendator, Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlodien, und einer Anzahl Johanniterritter die evangelische Geistlichkeit des Kreises, die katholische Geistlichkeit, die evangelisch-kirchlichen Körperschaften, der katholische Kirchenvorstand, das evangelische Lehrerkollegium, die Aerzte- und Schwesternschaft, der Verwaltungsrat und eine vielhundertköpfige Menschenmenge bei. Die Feier verlief in würdiger Weise. Im Verlaufe derselben überreichte Superintendent Krebs einen in den letzten Wochen in den Gemeinden für die innere Einrichtung des Hauses gesammelten Betrag



phot. Paul Frölich in Liegnitz

Vom 3. schlesischen Sanitätskolonnentage in Liegnitz (27. bis 29. August 1910)
Kritik, abgehalten vom Generalarzt Dr. Leopold
† Fürst Solms-Baruth, der Kaiserliche Kommissar und Militär-Inspekteur

von 5415,71 Mark. Der Kommendator dankte hierfür, sowie für die bereits früher zum Bau gesammelte Summe und überbrachte sodann herzliche Grüße und Wünsche des am Erscheinen verhinderten Herrenmeisters des Ordens, Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen. In dem Hause, das am 1. Oktober eröffnet wurde und in dem zunächst 47 Betten aufgestellt sind, amtieren als Aerzte Medizinalrat Reinkober und Dr. Albrecht, während das Grünberger Diakonissen-Mutterhaus die Pflegeschwestern zur Verfügung gestellt hat.

Versammlungen

Die Monate August und September brachten Versammlungen aller Art.

In Liegnitz wurde vom 27. bis 29. August der dritte schles. Sanitätskolonnentag abgehalten, bei welcher Generalarzt Dr. Leopold die Kritik auszuüben hatte. Fürst Solms-Baruth wohnte der Versammlung als kaiserlicher Kommissar bei. (Siehe die Bilder auf Seite 38 und 39).

Vom 13. bis 16. September tagte in Breslau die 23. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft. Am ersten Tage, nach der Begrüßung durch die Behörden, erfolgte die Besichtigung der alten und der provisorischen Sternwarte sowie der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der zweite Tag wurde durch wissenschaftliche Vorträge ausgefüllt und durch ein Festmahl, das der Magistrat im Rathause veranstaltete, beschlossen. Am folgenden Tage unternahmen die Teilnehmer einen Ausflug nach Freiburg, wo eine Uhrenfabrik besichtigt wurde, und im Anschluß daran eine Fahrt nach Fürstenstein und Salzbrunn. Während des Festmahls im Grand Hotel in Salzbrunn wurde zur Erinnerung an die Breslauer Versammlung ein Asteroid auf den Namen Wratislavia getauft, während ein anderer die Bezeichnung „Nestor" erhielt zum Gedächtnis unseres kürzlich verstorbenen Direktors der Breslauer Sternwarte, J. G. Galle, des Nestors unter den Astronomen. Ein Besuch der Krieterner Erdbebenwarte und weitere wissenschaftliche Vorträge bildeten den Beschluß der denkwürdigen Tagung in Breslaus Mauern.

Zur selben Zeit tagte in Schlesiens Hauptstadt die 18. Generalsynode der evangelisch-altlutherischen Kirche, die am 16. September ihre Schlußsitzung hielt.

Die materiellen Interessen fanden ihre Vertretung in der gleichzeitig tagenden Versammlung der Saal- und Konzertlokalinhaber Deutschlands, sowie, wenn auch auf anderem Gebiete, in dem Kongreß der „Deutschen Leder- und Schuhwarenhändler".

Musik

Unter persönlicher Leitung des Komponisten, wie im Vorjahre, bringt Herr Direktor Theodor Paul mit dem durch Mitglieder des „Spitzer'schen M.-G.-V." und des „M.-G.-V. Breslauer Liedertafel" u. A. auf ca. 400 Sänger verstärkten, gemischten Chores der „Breslauer Gesangs-Akademie" und unter Mitwirkung des „Breslauer Philharmonischen Orchesters" am 7., 8. und 10. November die Oratorien von Pater Dr. Hartmann, von An der Lan-Hochbrunn Ord. Fr. Min.: „Der Tod des Herrn" (Erstaufführung), „Das letzte Abendmahl" (Wiederholung) im Breslauer Konzerthause zur Aufführung. Als Haupt-Solisten sind gewonnen: K. und K. Kammersängerin Marie Gutheil-Schoder von der Hofoper in Wien,

Kgl. Preuß. Kammersängerin Marie Goetze von der Berliner Hofoper, Thomas Denijs, Rotterdam (Christus), Kgl. Musikdirektor Max Ansorge, Breslau (Orgel). Der Vorverkauf der Eintrittskarten erfolgt im Verkehrsbüro der Gebr. Barasch. Siehe Inserat.

Sport

Der Sport des Monats September wurde am Sonntag, dem 4. September, durch die Breslauer Startregatta eröffnet; leider verunglückte diese Veranstaltung, die für den Rudersport Propaganda machen sollte, ganz und gar. Nach verschiedenen Differenzen am Start entließ der Schiedsrichter die Boote, achtete aber nicht auf die Proteste des Rudervereins Wratislavia und der Rudergesellschaft Breslau, die sich gegen vorzeitiges Losmachen und Abtreiben des Startkahnes des Ersten Breslauer Rudervereins richteten. Infolgedessen ging die Mannschaft des Ersten Breslauer Rudervereins allein über die Bahn, wodurch die Regatta jegliches Interesse verlor. Das Rennen wurde aber vom Ausschuß des Schlesischen Regattavereins für ungiltig erklärt. An die Startregatta schloß sich ein Bootskorso, an dem trotz des unaufhörlichen Regenwetters gegen 40 Boote des Rudervereins Wratislavia, des Ersten Breslauer Rudervereins, der Rudergesellschaft Breslau, der Ruderabteilung der akademischen Turnverbindung Saxo-Silesia und der Ruderriegen der Königlichen Gymnasien teilnahmen.

Am Sonntag, dem 11. September, wurde auf der Radrennbahn in Grüneiche die Hundert-Kilometermeisterschaft von Deutschland ausgetragen; zur Freude der Breslauer gewann sie der einheimische Rennfahrer Richard Scheuermann vor dem Europameister Theile-Berlin, dem Amerikaner Walthour, dem Berliner Stellbrink, Salzmann-Heidelberg und Hall-London. Scheuermann verbesserte zugleich mit 1 Stunde 21 Minuten 11 Sekunden den bisherigen Bahnrekord um 10 Minuten. Die Bundesmeisterschaft von Schlesien holte sich Robert Müller vom Radfahrerverein „Adler", Breslau, ebenso auch das Jubiläumsrennen über 10 000 Meter. Das Hauptfahren wie das Vorgabefahren gewann der Amateurweltmeister Neumer aus Dresden.

Am selben Tage fand in Breslau-Süd ein Pferderennen statt. Es siegten Herrn Bartosch's „Lola Beeth" (Jockey Agolf) im Preis von Neklo, Leutnant Graf Holck auf Frhrn. von Richthofens „Florian" im Preis von Zobten, Frhr. von Heintzes „Florestan" (Jockey Hughes) im Verkaufshandikap, Leutnant Kayser auf „Schwärmerin" im Preis von Zyrowo, Mr. Fair's „Boulanger" (Jockey Goff) im Totalisatorrennen, Herrn W. Thiede's „Forelle" (Jockey Adolf) im Verkaufshürdenrennen.

Das Vierermannschaftsfahren im Gau 37 (Oberschlesien) des Deutschen Radfahrerbundes über 100 Kilometer auf der Strecke Kandrzin—Groß-Strehlitz—Oppeln gewann der Rad- und Kunstfahrerverein 1901 Zabrze vor sechs anderen oberschlesischen Vereinen. Der erste Preis der von dem Breslauer Automobilklub am 14. August veranstalteten Zuverlässigkeitsfahrt „Durch Schlesiens Berge" wurde im September nach Erledigung der Proteste Herrn Paul Scholz-Breslau (Oryxwagen) zuerkannt. Das Vereins-Mannschafts-Strecken-Rennfahren des Bezirkes Breslau gewann der Radfahrerverein „Adler". Im 30 Kilometerrennen des Konsulats Breslau siegten in den einzelnen Klassen Ernst Sacher und Breyer, sämtlich vom Radfahrerverein „Germania". Den Fußballstädtewettkampf Berlin-Breslau brachten die Vertreter der Reichshauptstadt überlegen mit 6 : 2 nach Hause.

Der Breslauer Rudersport errang am 18. September durch den Ruderverein Wratislavia einen großen Erfolg im Auslande; das Skutterpaar dieses Vereins — Martin Stahnke und Werner Fuhrtmann — gewann in Amsterdam in schwerer internationaler Konkurrenz die Meisterschaft von Holland im Doppelzweier vor den ausgezeichneten Petersburger Ruderern Kusik, Meister von Holland und Rußland, und Bauermeister. Mit einem weitern Siege Fuhrtmanns am 25. September auf der Posener Regatta steht der Ruderverein Wratislavia in diesem Jahre mit 22 Siegen an der Spitze der Rudervereine Deutschlands.

Ein sehr schönes Schauspiel bot die Segelregatta des Breslauer Seglervereins, die am 25. September auf der Oder bei Breslau zwischen Zedlitz und Neuhaus gehalten wurde. Bei sehr starkem Westwinde entwickelte sich ein lebhaftes Regattabild, und es kam zu scharfen Konkurrenzen. Als Sieger gingen in der Klasse der Vereinsboote das Boot „Grille", geführt von Referendar Dr. Krumteich, unter den Jollen das „Oderkind", geführt von Herrn Benedix, und von den Jachten die „Weser", geführt von Ingenieur Fahlbusch, durch das Ziel. Die Regatta bewies, daß die Oder sich sehr wohl zum Segeln eignet.

Kleine Chronik

August

21. In Altheide wird nach Sonnenuntergang am Südhimmel ein prächtiges Zodiakallicht beobachtet. Um 9 Uhr ist seine Helle am bedeutendsten. Fünf Lichtstreifen von der Form strahlenartiger Windwolken sind deutlich zu unterscheiden. Der westlichste Strahl reicht bis zum Südstern des großen Bären.

September

5. Im Hochgebirge fällt der erste Schnee.

5. In Woischwitz bei Breslau stürzt ein vollbesetzter Omnibus in den Chausseegraben. Glücklicherweise wird nur ein Insasse verletzt.

5. Bei der Station Schlauroth auf der Eisenbahnstrecke Görlitz—Dresden tritt infolge heftigen Regens ein Dammrutsch ein.

Die Toten

August

19. Herr Pastor em. Berthold Kresse, 68 J., Goldschmieden.

22. Herr Gymnasial-Professor Dr. O. Sommerfeld, 63 J., Breslau.
Herr Pastor Johannes Wendel, Ziegenhals.

23. Herr Fürstlich Pleß'scher Landwirtschaftsdirektor Albert Kreitling, 48 J., Kempa bei Pleß.

Fabrik-Ansicht

Sind Sie Cigarettenkenner?

Dann sind die Nachahmungen der **Salem-Aleikum** für Sie wertlos.
Einen wirklichen Genuß haben Sie nur von der echten. Lassen Sie sich nicht durch ähnliche Stempel täuschen, und überzeugen Sie sich, daß der Druck auf der Hülse lautet:

Salem-Aleikum Nr.

Orient. Tab.- u. Cigarett.-Fabr. YENIDZE Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Preise: Nr. 3½ 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pf.

Die Illersdorfer

Von E. H. von Zagory (11. Fortsetzung)

„Kinder, nun tut mir nur den einzigen Gefallen und wühlt nicht immer in alten Geschichten herum, sondern freut euch lieber von Herzen, daß wir wieder einmal zusammen sind", meinte Hans Georg energisch.

Und wir sprachen nun von der Zukunft, machten Pläne für die Tage, in denen wir so nahe beisammen waren, und nahmen uns vor, so viel wie möglich zusammen zu sein.

Hans Georg hustete manchmal, und auf meine Frage erzählte er: „Den Husten habe ich seit meiner Lungenentzündung. Der Oberstabsarzt meint, er würde verschwinden, so wie mein Rheumatismus besser würde!"

Der Husten gefiel mir nicht. „Sag mal, hast Du in Wiesbaden schon einen Arzt gefragt?" meinte ich.

„Nein, wozu? Ich weiß ja, was ich tun soll", erwiderte er mir.

„Hans Georg, willst Du Dich nicht einmal untersuchen lassen? Dein Husten gefällt mir nicht", bat ich.

„Unsinn," meinte er. „Ihr Schwestern seid eine fürchterliche Gesellschaft! Immer wollt ihr mehr wissen als die Doktoren!"

Elisabeth lächelte. „Weißt Du, Emmy, wenn Hans Georg kratzbürstig wird, dann gibt er bald nach," sagte sie lächelnd. „Kannst Du uns irgend einen Doktor nennen, der Hans Georgs Beifall finden würde? Du weißt ja, er hält nichts von der Medizinerei."

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Ihn durchstudiert die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehen zu lassen,
Wie's Gott gefällt."

zitierte Hans Georg lachend. „Na, Kinder, um des lieben Friedens willen, — zweie gegen einen, das ist zu viel — und weil ich gegen Damen immer galant bin, erkläre ich mich hiermit feierlich bereit, mich von dem ersten besten Pflasterkasten, den Emmy mir vor Augen führt, untersuchen zu lassen."

In diesem Augenblick sah ich meinen verehrten Herrn Sanitätsrat zur Gartentüre hereinkommen. „Hans Georg! Bitte, da kommt mein Arzt! Er ist ein Prachtmensch und ein Prachtarzt. Möchtest Du Dich nicht von ihm untersuchen lassen?" fragte ich schnell.

„Hans Georg", sagte Elisabeth mit bittendem Blick.

„Na, meinetwegen denn; damit die liebe Seele Ruhe hat", meinte er lustig.

Ich ging dem Sanitätsrat entgegen. „Herr Sanitätsrat," sagte ich, „da habe ich lieben Besuch aus Schlesien, und ich möchte Sie bitten, Herrn Forstmeister Mehlitz zu untersuchen. Man hat ihn wegen Rheumatismus nach Wiesbaden geschickt. Er hat aber einen abscheulichen Husten und auch Stiche dabei. Ich glaube nicht an Rheumatismus. Nicht wahr, Sie werden mir nachher die Wahrheit sagen?"

„Gewiß, gewiß!" Der Sanitätsrat schritt auf Elisabeth und Hans Georg zu und machte sich selber in seiner frischen, liebenswürdigen Art mit ihnen bekannt.

„Ich wollte hier nach meiner Patientin sehen. Man muß sie hüten wie ein Baby", meinte er neckend. „Wo möchten Sie untersucht werden? Hier in dem Zimmer meiner unnützesten Patientin oder drüben in meiner Villa? Ich bin herzlich gern bereit, es hier oder dort zu machen. Nur möchte ich dann bitten, daß wir es gleich tun. Ich muß nämlich nachher noch über Land. Und noch eins möchte ich fragen: wenn meine Diagnose anders ist, als die meines Kollegen, würden Sie dann meinem Rat folgen?"

Elisabeth blickte ihren Mann flehentlich an. „Ja", erwiderte dieser, durch diesen Blick bezwungen, „und", fügte er hinzu, „ich möchte am liebsten in Ihrer Villa untersucht werden".

„Darf ich dann bitten, meine Herrschaften?" Der Sanitätsrat ging nach seiner Villa zurück, und wir folgten ihm. Mir wurde auf einmal so bange, und Elisabeth schien es ähnlich zu gehen; denn sie klammerte sich ordentlich fest an den Arm ihres Mannes und machte ein geradezu ängstliches Gesicht.

Die Untersuchung dauerte lange, und als die Herren zu uns in das Zimmer traten, hatten sie beide sehr ernste Gesichter.

„Denke nur, Elisabeth, der Herr Sanitätsrat meint, erst müßte ich mir den Husten fortschaffen und dann den Rheumatismus; er ist garnicht für Wiesbaden und hat mir geraten, lieber nach Arco zu gehen oder nach Nervi", rief Hans Georg seiner Frau zu, „oder nach Salzbrunn! Sag, was meinst Du?"

Elisabeth sah von einem zum andern. Dann sagte sie langsam. „Wenn der Herr Sanitätsrat es für richtig hält, wollen wir es doch tun. Du hast in den vierzehn Tagen, die wir in Wiesbaden sind, immer darüber geklagt, daß die Kur Dir so wenig nützt. Da wollen wir doch

so bald wie möglich fortgehen, und wenn die drei Orte für Dich die gleiche Wirkung haben, dann möchte ich am liebsten nach Salzbrunn; dann ist man doch in der Heimat."

„Ich würde Salzbrunn auch vorziehen. Uebrigens können Sie auch nach Reinerz. Ich glaube, daß diese Bäder beide für Ihren Herrn Gemahl sehr heilsam sein werden; Wiesbaden aber nützt ihm garnichts", erwiderte der Sanitätsrat freundlich.

Dann verabschiedeten wir uns und machten noch einen Spaziergang durch den hübschen Kurgarten; aber die Unterhaltung schleppte sich hin, bis Hans Georg in die Worte ausbrach: „Warum hat mich der Theekessel denn nach Wiesbaden geschickt? Ich habe ihm doch gleich gesagt, daß mich mein Husten oft quält und ich manchmal Stiche habe!"

„Er hat wohl erst deinen Rheumatismus kurieren wollen", sagte Elisabeth begütigend.

Ich aber meinte lachend: „Gesegnet soll er sein, der Theekessel! Dadurch habe ich euch Lieben wiedergesehen".

„Ja! Das ist auch das beste daran, und von nun an wollen wir wieder öfters von einander hören", pflichtete mir Hans Georg bei, und Elisabeth nickte lächelnd dazu: „Ja, das wollen wir!"

Als sie mir aus dem davoneilenden Zuge noch Grüße zuwinkten, wurde mir das Herz auf einmal schwer; es wurde mir noch schwerer, als ich am nächsten Tage den Sanitätsrat sprach.

„Sie wollen die Wahrheit wissen? Gut, Sie sollen sie wissen! Der Herr Forstmeister ist schwer lungenkrank, und nach menschlichem Ermessen, verstehen Sie mich wohl, nach menschlichem, hat er nur noch kurze Zeit zu leben. Es ist unverantwortlich, daß man ihn auf Rheumatismus hin behandelt hat. Die angreifende Kur in Wiesbaden und die weite Reise bis hierher sind für ihn sehr schädlich gewesen. Ich werde mich freuen, wenn ich hören werde, daß die beiden Herrschaften gut in Schlesien angekommen sind".

Mir krampfte sich das Herz zusammen. „Arme Elisabeth", dachte ich, „wie wirst du es tragen!" und meine Augen füllten sich mit heißen Tränen.

„Kind, regen Sie sich doch nicht so auf; das ist Ihnen schädlich!" meinte der gute Herr Sanitätsrat herzlich. „Jedem Menschen ist sein Lebensziel von Gott gesetzt. Wir Aerzte sind nur Gottes Handlanger. Wir können lindern, können manches heilen, aber das Leben aufhalten, dem Tode den Raub fortnehmen, das können wir nicht."

„Sie hat schon so viel Schweres durchgemacht. Wie wird sie das tragen!" sagte ich schluchzend.

„Mit Gottes Hilfe", erwiderte der alte Herr sanft.

Und als ich ihn verwundert ansah, meinte er mit wehmütigem Lächeln: „Sie wundern sich, daß ich als Arzt, als moderner Mensch so rede, nicht wahr? Nun, ich werde Ihnen etwas sagen: wenn man, wie ich, alle seine Lieben draußen auf dem Friedhofe liegen hat, und einen Beruf hat, der es einem nur zu oft vor Augen führt, daß des Menschen Wissen und Können gar bald eine Grenze hat, dann lernt man an ein höheres Wesen, einen Herrscher über Tod und Leben glauben, namentlich wenn man gesehen hat, wie schwache Menschen durch diesen Glauben zu Helden werden, die alles überwinden können. Frau Elisabeth scheint mir auch jenen Glauben zu haben, und darum wird sie an diesem Schlage nicht zugrunde gehen."

„Soll ich sie nicht lieber darauf vorbereiten?" fragte ich zaghaft.

„Nein! Sie muß die Hoffnung behalten. Ihr Mann wird sie schon darauf vorbereiten, wenn es Zeit ist."

„Wenn ich nur wüßte, wo Hardi ist", murmelte ich vor mich hin.

„Hardi! Wer ist Hardi?" fragte der Doktor lachend.

„Elisabeths Bruder, ihr einziger Bruder; aber er reist mit seiner Frau immer im Auslande umher", erzählte ich grollend.

„Lassen Sie ihn reisen! Wenn er solch unruhiger Geselle ist, dann hat Frau Elisabeth doch keine Stütze an ihm."

„Aber Hardi hat Elisabeth lieb und ist ein guter Mensch", verteidigte ich Hardi.

Der Sanitätsrat sah mich von der Seite an. „Na, wissen Sie, wenn einer in der Welt herumstreift, und seine einzige Schwester nicht weiß, wo sie ihn suchen soll, das nenne ich keine Liebe", meinte er trocken. „Aber bitte, lassen Sie in Ihren Briefen nichts merken!"

Das versprach ich, und ich habe mein Wort gehalten, obgleich es mir bitter schwer wurde.

Elisabeths Briefe klangen erst sehr hoffnungsfreudig, und Hans Georg schrieb manchmal ein paar fröhliche Worte darunter. Auf einmal aber hörten die langen Briefe auf. Es kamen nur noch Kartengrüße, die immer kürzer und flüchtiger geschrieben waren. Sie enthielten gewöhnlich nur Grüße und die Bemerkung „Hans Georg geht es nicht gut; Hans Georg hustet sehr; Hans Georg ist immer so müde".

Nach einigen Tagen erhielt ich zu meiner Verwunderung einen Brief von Hans Georg, mit Bleistift geschrieben, sehr zitterig und unleserlich.

„Liebes Kleines! Ich muß heute mit Dir reden. Es steht schlecht mit mir, und ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Ich bin bereit und

erwarte meinen Todesengel stündlich. Ich habe versucht, Elisabeth darauf vorzubereiten, aber sie glaubt es nicht. Sie klammert sich an mich und will mich nicht lassen. Ich weiß nicht, wie sie es tragen wird. An Hardi wird sie keine Stütze haben. Wenn es Dir möglich ist, so komme hierher. An Mätzdorf habe ich geschrieben. Er soll Elisabeth zur Seite stehen, und sie soll Illersdorf wieder als Wohnort nehmen. Ich habe, ohne Elisabeth etwas zu sagen, Illersdorf gekauft, und Hardi hat nur noch eine Hypothek darauf stehen, eine unkündbare; er kann dieses Vermögen also nicht verbrauchen. Wenn ich nicht mehr bin, nimm Dich ihrer in Liebe an; sie hängt sehr an Dir. Vergiß Du mich nicht, Emmy, wir waren doch immer gute Freunde!"

Sechs Wochen später hielt ich Hans Georgs Todesanzeige in der Hand.

Leider lag ich selber wieder an Lungenblutung danieder und konnte Elisabeth nicht besuchen; aber ich schrieb ihr ein paar herzliche Worte. Eine Antwort bekam ich nicht, und als ich mich verzweifelnd an Mätzdorf wandte, schrieb mir dieser nur: „Frau Mehlitz ist an einem schweren Nervenfieber erkrankt, liegt in einem Krankenhause und ist da sehr gut aufgehoben, wie ich mich überzeugt habe. Am liebsten hätte ich sie nach Illersdorf mitgenommen, aber sie konnte nicht mehr transportiert werden, hat da wohl auch bessere Pflege und tüchtigere Aerzte. Sobald sie genesen wird, hole ich sie nach Illersdorf, und wenn Sie dann gesund sind, müssen Sie auch hinkommen."

Dann bekam ich lange, lange Wochen keine Nachricht, und als ich wieder anfragte, hieß es: „Immer noch dasselbe".

Das war ein trostloser Bescheid; aber ein paar Wochen später schrieb mir Mätzdorf voller Jubel, daß es Elisabeth besser ginge, daß die Aerzte aber von einem Aufenthalte in Illersdorf noch nichts wissen wollten. Elisabeth sollte eine lange Reise machen, ob es nicht ginge, daß ich mitführe?"

Und ich fuhr mit.

In Bremen trafen wir uns. Das war ein erschütterndes Wiedersehen.

„Nun habe ich keinen Menschen mehr, gerade wie Du", sagte Elisabeth schluchzend. „Alles, alles hat mir Gott genommen!"

„Elisabeth, vergiß Hardi nicht!" sagte ich leise.

Sie schüttelte den Kopf. „Er ist mir und der Heimat fremd geworden", sagte sie traurig.

„Hat er Dir nicht geschrieben?"

„Nein, Jadwiga hat geschrieben, er hat einen kranken Arm."

„Von wo aus hat sie geschrieben?"

„Ich weiß es nicht mehr, ich glaube aus Rom."

„Nun, vielleicht finden wir sie in Italien", meinte ich sinnend.

Wir fuhren mit dem Schiffe von Bremen aus über Antwerpen, Southampton, Lissabon, Gibraltar, Marseille, die Riviera entlang.

Die Fahrt war wunderschön, und weder Elisabeth noch ich hatten unter der tückischen Seekrankheit zu leiden.

Die ersten Tage auf See blieben wir, so viel es ging, für uns allein. Auch oben auf Deck und bei Tische sonderten wir uns ab; aber es ist merkwürdig, wie schnell man sich auf einer Meerfahrt an einander anschließt, es ist, als ob, so weit getrennt vom festen Lande, umgeben von tobenden Wellen, der Mensch ganz besonders des Menschen bedürfe; ich glaube, auf einer solchen Fahrt kann man sich nicht fremd bleiben.

Es dauerte nicht lange, so waren auch wir mit unseren Mitreisenden bekannt, und Elisabeth wurde, ohne daß sie es merkte, so ziemlich der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Man umgab sie mit einer Zartheit und Fürsorge, die mir wohltat und ihr auch wohltun mußte. In uns Menschen liegt nun einmal der Trieb, alles Schwache zu schützen, alles Traurige zu erfreuen, während wir das Starke bekämpfen und oft ungerecht behandeln.

So wurde unsere Fahrt durch diese rührende Fürsorge und Herzlichkeit der Mitreisenden für uns doppelt schön.

Ich bin ja überhaupt, wie mein Großvater oft lachend sagte, „eine geborene Wasserratte", und wenn ich auf dem Wasser war, kam mir die Welt am allerschönsten vor; Elisabeth aber hatte noch niemals das Meer gesehen, und außer auf einem Kahn bei uns daheim, noch niemals eine Wasserfahrt gemacht. Sie wurde nicht müde, dem Spiel der Wellen zuzusehen und die Größe und Erhabenheit des Meeres zu bewundern.

In der Meerenge hatten wir ein paar stürmische Stunden, aber, als bei Gibraltar die Sonne aufging, war der Sturm vorüber, und das Meer lag so still und friedlich da, als kenne es gar keine Stürme.

Die Fahrt von Marseille bis Genua war die schönste, die ich bis dahin mitgemacht hatte. Die Riviera präsentierte sich in einer geradezu überwältigenden Schönheit, und der Himmel über uns prangte in wunderbarem Blau.

Genua liegt sehr schön. Am schönsten aber ist es, wenn man es vom Meere aus liegen sieht. Ich glaube, es gibt kein hübscheres Hafenbild. Wie oft hatte ich das Bild nun schon vor Augen gehabt, und immer wieder entzückte es mich aufs neue. Elisabeth, die den malerischen Süden mit all seiner Farbenpracht, seinem Blütenduft, seinem strahlenden Himmel und

dem lauten, fröhlichen Treiben des Volkes überhaupt nicht kannte, war ordentlich überwältigt von all dem Neuen und Schönen.

Es geht uns Deutschen ja allen so. Wir sehen den Süden erst alle mit Maleraugen an und trinken uns gewissermaßen voll von all seiner Herrlichkeit. Erst wenn wir längere Zeit dort weilen, wenn wir draußen krank liegen oder gezwungen sind, draußen um unser täglich Brot zu kämpfen, dann sehen wir auch die Schattenseiten des sonnigen Südens, das Faule und Verfallene darin, und die graugrünen Olivenbäume und steifen Palmen werden uns herzlich über. Nur die Pinien lassen wir gelten; denn sie allein erinnern uns an die Föhren und Tannen unserer geliebten Heimat.

Elisabeth mit ihrer Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, Malerische und Altertümliche wurde von Tag zu Tag frischer, und es schien, als würde ihr Schmerz übertäubt. Ich hütete mich, daran zu erinnern. Ich wußte es ja aus Erfahrung: an eine Wunde darf man nicht viel rühren, wenn sie heilen soll.

An Verheilen glaubte ich, ehrlich gesagt, nicht. Ich wußte es, der Süden narkotisiert uns nur mit seiner Schönheit. Wenn wir aus der Betäubung erwachen, ist der alte Schmerz, das tiefe Leid wieder da. Aber ich hoffte, Elisabeth würde körperlich so stark werden, daß sie ihr seelisches Leid dann mit anderen Augen ansehen würde; daß sie es lernen würde einzusehen, daß auch das Leid uns von Gott geschickt wird und uns zum Segen sein muß. Nur das geläuterte Gold hat vollen Wert, nur der abgeschliffene Edelstein strahlt im hellsten Lichte.

Das Leiden ist auch ein Zeichen der Liebe unseres Schöpfers. Es ist ein Heilmittel für unsere Seele und ein Sporn für unsern Geist.

Freilich, ehe wir das einsehen, braucht es oft viel Zeit; aber wenn wir es eingesehen haben, dann wird die Last von Tag zu Tag leichter. Dann sehen wir das Leiden im Glanze des ewigen Lichtes, der sich immer gleich bleibenden Liebe für uns. Es steht vor uns wie ein Wegweiser mit zwei Armen. Der eine Arm zeigt uns den Weg in die ewige Heimat, der andere den Weg zur Arbeit, die Gott für uns bereitet hat. —

Von Genua aus besuchte ich eine liebe Freundin, eine Schlesierin, die als Johanniterin dort in einer deutschen Gemeinde wirkte. Elisabeth begleitete mich. Ich fand die Freundin so abgearbeitet, so müde an Leib und Seele, daß ich erschrak. Ich riet ihr dringend, doch eine Vertretung zu erbitten.

„Es geht nicht", erwiderte sie mir.

„Ach was, es geht nicht!" brauste ich auf. „Es muß gehen! Ich werde Dir etwas sagen: Du nimmst Dir ein paar Wochen Urlaub, und ich übernehme so lange Dein Amt. Ich werde mit Deinem Chef reden."

Sie wollte protestieren, aber ich ging lachend zur Tür hinaus, suchte mir den Arzt, in dem ich einen alten Bekannten wiederfand, und die Sache wurde ohne jede Schwierigkeit erledigt. An Elisabeth hatte ich in dem Augenblicke nicht gedacht, aber ich hoffte, es würde sich schon machen, und Herta könne statt meiner mit Elisabeth reisen, oder aber, Elisabeth könne so lange bei mir bleiben.

Als ich zu Herta kam und ihr lachend Mitteilung von dem Geschehenen machte, wollte sie sich zwar dagegen auflehnen aber es half ihr nichts.

„Geben Sie es auf, Schwester Herta! Wenn Emmy sich etwas in den Kopf gesetzt hat, hilft ihnen kein Widerstand", meinte Elisabeth lächelnd, „und ich finde, Sie können wirklich Erholung brauchen; aber sag einmal, Emmy, was soll denn aus mir werden? Soll ich vielleicht allein weiterreisen?"

„Nein, Du kannst doch mit Herta fahren oder hierbleiben, um mir zu helfen", erklärte ich trocken, „der Doktor hat nichts dagegen, ich habe das auch schon mit ihm besprochen".

Nun fingen beide an zu lachen. „Emmy, Du bist noch immer dieselbe, die Du gewesen bist", rief Herta lachend. „Alles muß nach Deiner Pfeife tanzen; es ist unglaublich, wie Du mit den Menschen umgehst!"

Elisabeth aber meinte lustig: „Ja, ja, das Emmychen hat ihren Kopf für sich, es steckt eben ein Napoleon in ihr. Das hat der Friederikus ja immer behauptet."

Ich lachte fröhlich. „Herta, pack Deine sieben Sachen! Elisabeth, Du bleibst also hier!" kommandierte ich, und Herta ging ihre Sachen packen, und Elisabeth meinte: „Ja, dann will ich mal hier bleiben, ich möchte dich so gern als Schwester herumschaffen sehen."

„Schön! aber bilde Dir nur nicht ein, daß Du dann als Trumpfsechse neben mir bist — das gibt's nicht! Helfen sollst Du mir", war meine Antwort.

Am Nachmittag brachten wir Herta zur Bahn. Sie fuhr zu Freunden nach Turin, und ich trat mein Amt an.

Es gab sehr viel zu tun, und Elisabeth mußte bald da, bald dort anpacken; sie wunderte sich, was so eine Schwester alles schaffen muß. Sie hatte sich immer eingebildet, eine Krankenschwester hätte nur eben die Kranken nach den Anordnungen des Arztes zu pflegen, und nun sah sie, wie viel andere Arbeit noch dabei zu tun war, um das Wohlbefinden der Kranken zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt)

Die wirtschaftliche Hebung und Entwickelung Oberschlesiens durch die Industrie

Von J. Kania in Schlesiengrube (Fortsetzung)

Damit wäre in weitläufigen Zügen ein Bild der Geschichte von Oberschlesiens Aufschwunge im allgemeinen gezeichnet. Im nachfolgenden nun aber soll an einem besonderen Bilde im engen Rahmen seine Entwicklung und wirtschaftliche Hebung noch näher beleuchtet werden.

Die arme Bevölkerung unserer Heimat, des vielgeschmähten Oberschlesien, bewohnte zur Zeit Friedrichs des Großen, ja, selbst noch vielfach vor 3 Jahrzehnten, elende Lehmhütten, mit Stroh gedeckt, wie sie heute noch drüben im benachbarten Rußland und Galizien anzutreffen sind, und nährte sich kümmerlich von dem kargen Ertrage der kleinen und nur wenig fruchtbaren Ackerfeldmarken. Das wenige Vieh, ein kleines, schwächliches Pferd und eine unansehnliche, magere Kuh, für gewöhnlich der ganze Stolz eines Bauern, wurde in dem nahen Walde gehütet und mußte sich der Hauptsache nach mit dieser nichts weniger als kraftvollen Nahrung begnügen. Kein Wunder auch, daß der schwache Gaul nicht imstande war, den Boden durchgreifend zu bearbeiten und die elende Kuh, die noch mit am Pfluge abgemartert wurde, einen kläglichen Ertrag an Milch und Butter brachte. Die Ernte fiel für gewöhnlich dürftig aus. Doch hatte der Bauer für den Winter nur seine Kartoffeln, so war er damit bei Milch und Kraut schon zufrieden. Es zeigte dies gewiß eine bewundernswerte Genügsamkeit. Jede schlechte Ernte aber brachte hier Verhältnisse hervor, die man sonst mit „Hungersnot“ bezeichnet.

Mit dem Einzuge und der Ausgestaltung der Industrie hatte dieses Elend ein Ende. Der Landbau und die Viehzucht sind jetzt auf ein Minimum herabgesunken. An der Stelle der wenigen elenden Holzhütten erheben sich in endlosen Reihen massige Ziegelrohbauten, welche von Tausenden von Arbeitern bewohnt werden. Der kleine Bauer von früher hat sein Anwesen, das ihm nur ein kärgliches Brot gespendet, unter günstigen Verhältnissen an die Industriegesellschaft verkauft, hat vielleicht die Gegend verlassen und sich in einer anderen, unter günstigeren landwirtschaftlichen Verhältnissen ein neues Heim gegründet, oder er hat den Pflug mit der Keilhaue oder dem Schürhaken vertauscht. Ist er ein nüchterner und fleißiger Arbeiter geworden, der die Arbeit als ein notwendiges Gebot ansieht, und der den verdienten Groschen zu schätzen weiß, so hat er sein regelmäßiges, anständiges Auskommen, ist glücklich und mit seinem Lose zufrieden. So hat sich das Leben des kleinen Bauern gestaltet. Nicht so leicht und schnell hatte sich

aber der besser situierte Bauer mit dem neuauflebenden Geiste, den die Industrie wachgerufen, befreundet. Als letztere ihre segensreiche Tätigkeit so recht zur Entfaltung brachte und von allen Seiten Geschäftsleute und Gewerbetreibende herbeigeströmt kamen, wurde es ihm vor dem wunderbaren Treiben unheimlich zumute. Der großartige Aufschwung des Verkehrs wirkte beängstigend auf ihn. Jeden Fortschritt, der ihn in seiner idyllischen Ruhe störte, bekämpfte er mit blindem Haß und starrem Trotz. Mit zäher Hartnäckigkeit hielt er fest an dem Altgewohnten und Alterlebten. Erst als er sah, wie mit einem Male sein Grundbesitz den doppelten, drei-, ja zehnfachen Wert annahm und er so über Nacht zu einem reichen Manne wurde, da vermochte sein frostiges Wesen den auch ihn mild und warm treffenden Strahlen der Lebenssonne des neuanbrechenden Frühlingsmorgens der Industrie, welche die oberschlesische Heimat in ein Gebiet reichsten Gewerbefleißes umgewandelt, zur Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und zum Träger deutscher Bildung gemacht, nicht länger zu widerstehen.

Das rapide Anwachsen der Bevölkerung und der reiche Geschäftsverkehr machten es, daß die Felderzeugnisse begehrenswerter wurden und im Preise stiegen. Sie brachten ihm jetzt einen ungleich höheren Gewinn als früher. Das reizte ihn, setzte ihn aber auch in den Stand, letzteren durch intensivere Kultur, durch besseres und vermehrtes Viehmaterial und reicheres Düngen noch zu steigern. So gelangte er zu einem gewissen Wohlstand, der ihn nicht mehr schüchtern und ängstlich in die Welt blicken ließ, in ihm vielmehr jetzt das Verlangen nach noch mehr weckte und seinem Geschäfts- und Spekulationsgeiste neue Nahrung gab.

In den Wintermonaten, während welcher die Landwirtschaft fast ruht, hielt er es jetzt nicht mehr aus, tagelang mit der Tabakspfeife im Munde langausgestreckt auf der Ofenbank zu liegen. Er hatte ja ein leistungsfähiges Gespann oder gar zwei, und die Industrie bot viel Gelegenheit zur Vekturanz und verschiedenen anderen Gespanndiensten. Er nutzte die Gelegenheit fleißig aus und verdiente ein schönes Stück Geld. Er hatte auch den Wert der Erdschätze, die im Schoße seiner ausgedehnten Feldmarken ruhten, erkannt. Bald erhoben sich auf denselben Feldziegeleien, Sandgruben wurden aufgedeckt, und allenthalben in Feld und Au entwickelte sich ein geschäftiges Treiben. Der Landbau und die Viehzucht wurden eingestellt. Eine ungeahnte Baulust wurde rege, und die der Industriegegend eigentümlichen Rohbaupaläste schossen jetzt wie Pilze aus dem Boden hervor. Die Feldmarken wurden in Bauplätze umgewandelt, und im Nu reihte sich Straße an Straße. Das ärmliche Landidyll und mit ihm der menschenscheue, vergrämte polnische Bauer waren verschwunden. Aus den Trümmern des Elends und der Sorge war ein neuer Geist, ein Geist voll Lebenslust, stark und mächtig, erstanden.

Die wirtschaftliche Hebung Oberschlesiens und der Wandel, den Land und Leute daselbst erfahren, haben sich insbesondere in den letzten Jahrzehnten vollzogen. Der Fortschritt der oberschlesischen Industrie in dieser Zeit ist ein außergewöhnlicher gewesen. Er zwang unbedeutende Ortschaften, ihre Größe der aufstrebenden Industrie anzupassen. Und das geschah und geschieht noch mit amerikanischer Hast, daß nicht Häuser, sondern Straßen und ganze Ortschaften auf einmal erbaut werden. So sind gleichsam wie aus dem Boden gewachsen alle jene reichbevölkerten Industrieorte, deren Häuserreihen in ununterbrochener Kette sich kilometerweit erstrecken, und die, einander die Hand reichend, mit ihren Riesenarmen die mächtigen Bevölkerungszentren, die Städte Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Zabrze und Gleiwitz umfangen und miteinander in ein einziges gewaltiges Häusermeer verschmelzen, aus dem ein Wald von Schloten und Essen, groß und klein, emporragt.

Doch wie nun die innere Entwicklung einen fortschrittlichen Charakter angenommen, so hatte sich dem inneren Bilde auch das äußere gleichgestaltet. Wiewohl das Auge des Naturfreundes nicht gerade mit Wohlgefallen auf dem Walde der ewigqualmenden Schlote, den unschönen Aschen- und Schlackenhalden, den langen schwarzen Hüttenhallen und den andern im Durcheinander liegenden berußten Fabrik- und Grubengebäuden, umgeben mit Ländereien fast ohne jeden Baumschmuck, ruht, so muß doch der Fremde zugeben, daß man hier dem Schönheitssinn und der Gesundheitspflege das nötige Interesse nicht versagt und beiden tunlichst gerecht zu werden sucht.

Wie nun der ländliche Charakter der Ortschaften und mit ihm der alte polnische Landscholze in hirschledernen Hosen und langen Stiefeln in der rotbeschnürten Tuchulanka mit der hohen, breitverbrämten Pelzmütze verschwunden ist, der neue Scholze aber mit Krawatte und Zylinder hier seinen Einzug gehalten hat, so hat mit diesem zugleich auch ein neuer Geist, der Geist des Fortschritts, seinen Eingang gefunden und macht sich auch nach außen allenthalben zum Besseren bemerkbar. Die Straßen und Wege werden nach einem vorschriftsmäßigen Bebauungsplane angelegt und mit Bürgersteigen versehen. Und nicht nur die Anlage der öffentlichen Gebäude, sondern auch

die der privaten ist bestimmten Vorschriften der Einheitlichkeit und der Hygiene unterworfen. Im Sommer werden die auf Straßen und Wegen lagernden, unvermeidlichen Staubmassen durch ausgiebiges Sprengen und öfteres Kehren bekämpft. Die übelriechenden Abflußwässer aber werden unterirdisch — die Straßen sind kanalisiert — fortgeleitet, und um dem großen Wassermangel, der bei dem ehemaligen Vorhandensein von nur wenigen verwendbaren Brunnen hier geherrscht hatte, zu begegnen, sind alle Ortschaften an die große Wasserleitung, deren Röhrennetz den ganzen oberschlesischen Industriebezirk umspannt und sich durch die gewaltigen Wassertürme bemerkbar macht, angeschlossen. Endlich noch: nächtlich erstrahlen nicht nur die industriellen Anlagen und die öffentlichen Gebäude im hellen Glanze des elektrischen Lichtes, sondern auch alle Straßen und Gassen und die meisten Privathäuser. Auch erfreuen sich die Bewohner der billigen und praktischen Fahrgelegenheit der elektrischen Straßenbahn und brauchen nicht mehr die bodenlosen Feld- und Waldwege per pedes zu durchwandern. Also nirgends mehr Stillstand, nirgends mehr Rückgang, überall Fortschritt, Gedeihen und Blühen.

Werfen wir nun, am Schlusse unserer Betrachtung angelangt, auf die Geschichte dieser hohen Kulturentwicklung unserer Heimat noch einen Rückblick, so müssen wir der Wahrheit die Ehre geben: der gewaltige Fortschritt, der sich auf allen Gebieten kundgibt, ist einzig deutscher Kraft und deutschem Fleiße unter der machtvollen und weisen Regierung der deutschen Hohenzollernfürsten zu danken. Und zweifellos, auch das fernere Gedeihen und Blühen Oberschlesiens liegt einzig in dem weiteren schöpferischen Fortwirken desselben Geistes.

Die letzten Schaffgotsch der Schwarzburger Linie
Oelgemälde im Mineralienkabinett des Warmbrunner Schlosses

Von der Familie Schaffgotsch

Aeltere Zeit II*)

Von Prof. Dr. Heinrich Nentwig in Breslau

Ueber dem Portale des Herrenhauses zu Schwarzbach bei Hirschberg in Schlesien sieht man acht noch gut erhaltene Wappen und eine Inschrift, die besagt, daß anno 1559 Kaspar Schaffgotsch von Kynast und Fischbach auf Schwarzbach durch Gottes Gnade dieses Haus zu bauen angefangen hat.

Dieser Kaspar Schaffgotsch ist mit seiner Gemahlin, seinen fünf leiblichen Kindern — der zweiten Generation — vier Schwiegerkindern und sechs Enkeln — der dritten Generation — auf einem fast zwei Meter langen und dreiviertel Meter hohen Oelgemälde in breitem Holzrahmen dargestellt, das in dem mit der gräflichen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn verbundenen Mineralienkabinett hängt. Es zeigt uns die letzten Schaffgotsch der Schwarzbacher Linie, die mit Watzlaw I. auf Fischbach († 1556) anhub und 1596 mit Waslaw II. Tode schon erlosch.

Die sechs Enkel Schoff II. Gotsch genannt, des „Fundators", bei ihres Vaters Johannes frühem Tode († 1464) noch unmündig, teilten 1478 den väterlichen Besitz, der recht ansehnlich war, da die reichen Liegenschaften ihres Großvaters nur auf zwei Söhne, Gotsch

*) S. Schlesien, Jahrgang I, S. 359 u. 401.

und Johannes, sich vererbt hatten. Die Teilung ging in der Weise vor sich, daß Hieronymus, der blödsinnig war, Hermsdorf mit dem Kynast erhielt und aus dem Uebrigen zwei Teile gebildet wurden, deren einen, bestehend aus Fischbach, Schildau, Bärndorf, Schwarzbach, Rauske, Lomnitz, Stonsdorf, Schmiedeberg mit Hermsdorf und den Hämmern u. a. m. die Gebrüder Ernst, Anton, wegen seines schwarzen Aussehens „Räppel" genannt, und Kaspar überkamen. Wie die sich auseinandergesetzt haben, gehört nicht hierher. Uns interessiert nur Kaspar, der 1534 mit Hinterlassung von fünf Söhnen starb. Durch die Teilung in das väterliche Erbe entstanden drei neue Linien, die von Schwarzbach, Kemnitz und Langenau, aus welch letzterer die Warmbrunner hervorgegangen ist.

Kaspars Sohn, Watzlaw, hatte Schwarzbach, Schmiedeberg mit Zubehör u. a. erhalten; er wurde der Stifter der Schwarzbacher Linie. Sein ältester Sohn aus seiner Ehe mit Barbara von Hochberg, Kaspar Schaffgotsch, ist der stattliche, wohlbeleibte, alte Herr, der auf dem Bilde zwischen den beiden Gruppen der jüngeren Generation besonders auffällt. Rechts von ihm — heraldisch gesehen — stehen seine beiden Söhne, der eine, Gotthard, mit seiner Gemahlin Anna von Niebelschütz, der andere, Watzlaw, unverheiratet; links die Töchter mit ihren Ehemännern, deren Familienzugehörigkeit durch die über den einzelnen Paaren angebrachten Wappen bestimmt ist, und den Kindern der dritten Generation; dem Vater zunächst Sabine, die jüngste, mit ihrem Gemahl Hans von Warnsdorf auf Kuhna, Reichenbach O.-L., dann Helene, vermählt mit Albert von Zedlitz und Hartau auf Schildau, und Barbara, die Gattin des Jakob von Zedlitz und Nimmersatt auf Peterwitz. Den Schluß der Gruppe bildet die Hausfrau, Sabine Taderin aus dem Hause Gimmel. Wie andern Annahmen des verdienten Hermann Luchs in Bezug auf das Bild vermag ich namentlich der nicht zu folgen, daß die Altersfolge der Töchter umgekehrt sein soll. Man darf hier nur das Bild, „ein authentisches, weil gleichzeitiges Zeugnis", reden lassen. Danach ist, nach dem Gesichtsausdruck zu urteilen, Sabine zweifellos die jüngste. Die Personenfolge braucht hier doch nicht die zu sein, wie sie bei Bildepitaphien üblich war. Gotthard starb 1590 nach zwanzigjähriger Ehe kinderlos. Sein Bruder Watzlaw, der um die Zeit der Herstellung des Bildes, 1574, in Wittenberg immatrikuliert wurde, heiratete später erst und starb 1596 zu Prag, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Die dritte Generation, die Kinder von Kaspars Töchtern, zwei Mädchen, kommen für die Besitznachfolge nicht in Frage. Somit war die Schwarzbacher Linie mit Watzlaw II. Tode erloschen. Die Güter fielen an Adam und Christoph Schaffgotsch auf Langenau; des letzteren und der Eleonore von Promnitz Sohn war der bekannte Freiherr Hans Ulrich Schaffgotsch.

Nach diesen Personalien nun zum Bilde selbst.

Der Maler des Bildes ist unbekannt. Die Tradition, daß es ein Cranach sei, glauben Kenner auf Grund der Technik ablehnen zu müssen. Aber die Zeit seiner Entstehung läßt sich annähernd bestimmen, vorausgesetzt, daß die dargestellten Personen zur Zeit der Anfertigung des Bildes tatsächlich am Leben waren, ausgenommen die vier durch ihr Gewand schon als verstorben gekennzeichneten Kinder Sabinens von Warnsdorf und Helenens von Zedlitz. Unter dieser Voraussetzung muß das Bild zwischen 1570 und 1575 entstanden sein; denn 1570 heiratete Gotthard, Kaspars ältester Sohn, die Anna von Niebelschütz, und 1575 starb der alte Herr, der, nebenbei erwähnt, in der von ihm gestifteten Begräbniskapelle zu Warmbrunn beigesetzt wurde, die 1711 mit der Kirche abbrannte.

Sämtliche Personen des Bildes sind festlich, feierlich gekleidet; die drei Schaffgotsch, der Vater und seine zwei Söhne, in Schwarz; die Schwiegersöhne in hellgelber Seide, alle mit spanischem Kragen, einen dreieckigen Hut in der Hand. Schwere goldene Ketten, um den Hals gewunden, hängen tief herunter, auch bei den Damen, die hellgekleidet sind und kleinere spanische Kragen tragen. Auf dem Kopfe haben sie einen Aufsatz, ringförmig, wie es scheint, von schwarzem Sammet, außen mit Perlen besetzt. Die Gattin Kaspars, Sabine von Tader, die letzte in der weiblichen Reihe, trägt ein schwarzes Kleid und ein steifes, weißes Kopf- und Brusttuch. Die beiden Kinder Helenens, die noch am Leben sind, tragen gelbe Seide. Eine eigenartige Erscheinung sind die vier Kinder, die bereits gestorben sind. Die Darstellung entspricht der auf Bildepitaphien gebräuchlichen, wo die zur Zeit der Anfertigung des Bildes bereits verstorbenen Familienmitglieder mit roten Kreuzchen in der Hand mit abgebildet wurden; die Kinder sind dann immer weiß gekleidet, wie auch hier, wo sie weiße, schwarz eingefaßte Kittel tragen.

Karl Knappe, der braune Husar

Eine schlesische Ballade

In Glatz stand Fouque, in Nachod der Daun
Mit seinen schnellen Kroaten,
Die sprengten nachts über den bergigen Zaun
Und griffen den Schulzen von Rathen,
Der hielt's mit dem König, es war nach Kolin;
Schnell schickte der Daun Stafetten nach Wien:
Er wollte den Schulzen stracks füsilieren,
Um ein Exemplum zu statuieren.

Das hörte der König — was hörte der nicht? —
Und schrieb aus Sangerhausen:
„Mein lieber Fouque, es ist Seine Pflicht,
Den Braven wieder zu mausen!
Doch leg Er sich nicht mit dem Feinde an!
Ich brauche jetzt jeden einzelnen Mann:
Fünf oder sechs von den braunen Husaren,
Die mögen reiten und mögen sich wahren!"

Wer wagt es, wenn es Karl Knappe nicht tut?
Er wählte sich fünf Hornisten,
Gab jedem einen Pandurenhut,
Die Feinde zu überlisten,
Er prüfte sorgsam den ganzen Beritt
Und nahm auch ein lediges Handpferd mit:
Dann sausten die sechs mit Trompetengeschmetter
Nach Westen hinein wie ein Hagelwetter.

Sechs Stunden hinüber ins böhmische Land
Gings ohne Rast und Verschnaufen,
Zur rechten Hand und zur linken Hand
Kampierten die feindlichen Haufen.
Da endlich, als es im Osten schon grau,
Sahn sie den Galgen von Trautenau,
Noch hatt' er dem Schulzen den Hals nicht gebrochen;
Hier haben sie sich ins Buschwerk verkrochen.

Er wurde am Morgen herausgeführt,
Bedeckt von zwanzig Musketen.
Die Hände wurden ihm losgeschnürt,
Noch einmal hieß man ihn beten:
Trompetengedröhn, ein Stoß wie der Blitz,
Als käm' er leibhaftig, der große Fritz!
Der Schulze im Sattel! Nun ging's an ein Reiten!
Es pfiffen die Kugeln von beiden Seiten.

Fouque mit Sorgen beim Mahle sitzt
In seines Stabes Mitte,
Da meldet sich schlicht, bestaubt und bespritzt,
Karl Knappe zurück vom Ritte.
„Exzellenz, der Schulze ist arriviert!"
„Lebendig?" „Jawohl, sonst ist nichts passiert!"
„So setz dich, mein Sohn, wo ich gesessen,
Du sollst heut von meinem Teller essen!

Ich schaffe dir ein Offizierspatent!"
„Exzellenz, das laßt nur bleiben!"
„Was sträubst du dich denn, Potz Element!"
„Ich kann ja nicht lesen und schreiben!"
So ritt er denn als gemeiner Husar
Bei Leuthen und Torgau an sieben Jahr,
Half General Werner Kolberg entsetzen
Und Rußlands Flotte nach Hause hetzen.

Und als der Frieden die Früchte trug,
Hat er sich den Abschied erbeten.
Als glätzischer Bauer hinter dem Pflug
Ist er durch die Furchen getreten.
Man wollte bei Hofe was für ihn tun,
Er aber ließ die Hände nicht ruhn,
Und schalt man ihn darob einen Toren,
So war er taub auf beiden Ohren.

Treu blieb er seinem kargen Feld,
Zwölf Jahre vergeblich sie lockten,
Da kam Fridericus, der alte Held,
Selbst zu dem Erzverstockten.
Mit Krückstock, Dreispitz, geflicktem Rock
Betrat er den Acker und hob den Stock:
„Ist Er der Knappe? Um Ihn ist es schade!
Erbitt er sich schleunigst von mir eine Gnade!"

„Herr König, ich dank Euch auch schön für die Ehr!
Was soll ich mir groß erbitten?
Wir haben doch Euch! Was brauchen wir mehr? —"
Fort ist der König geschritten,
An seiner greisen Wimper hing
Ihm lose ein rundes, blitzendes Ding.
So hat Karl Knappe, er sei gepriesen,
Dem Könige eine Gnade erwiesen.

Ewald Gerhard Seeliger

Abb. 1 Bauernhaus in Spiller, Krs. Löwenberg

Eingebaute Gänge (Loggien) an schlesischen Bauernhäusern

Von Dr. Martin Treblin in Breslau

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

In einem früher veröffentlichten Aufsatze, auf Seite 373 ff. des II. Jahrganges unserer Zeitschrift, sind schlesische Bauernhäuser mit Bühne, Laube und Frankspitze behandelt worden. Bei der Schilderung dieser Bauten, die noch heute den starken mitteldeutschen Einschlag bei Schlesiens Besiedelung erkennen lassen, wurde auch kurz der eingebauten Gänge gedacht. Ich war damals nicht in der Lage, Bilder dieser seltenen Bauweise vorzuführen. Ich möchte es aber nunmehr nachholen, da ich jetzt einige solche Häuser im Löwenberger und im anstoßenden Hirschberger Kreise mit der Kamera festgehalten habe.

In dieser Gegend sind die „eingebauten Gänge oder Simse", wie sie der Volksmund nennt, nur noch an wenigen Häusern anzutreffen. Im Jahre 1907 zählte man: in Wiesenthal und Birngrütz je 4, in Johnsdorf, Spiller und Schmottseiffen je 3, in Mühldorf, Hußdorf, Kleppelsdorf, Langwasser, Krummöls und Ottendorf, Kreis Löwenberg, je 1, in Schönwaldau

Abb. 2 Haus in Alt-Kemnitz, Krs. Hirschberg

Abb. 3 Haus in Birngrütz, Krs. Löwenberg

Abb. 4 Bauernhaus in Hartenberg, Krs. Hirschberg

Kreis Schönau 7, in Hartenberg, Kreis Hirschberg, 2 eingebaute Gänge. Man sieht, die Häuser mit Loggien beeinflussen den Gesamtcharakter des Dorfbildes in diesem Landstriche fast gar nicht mehr. Was besagen beispielsweise die drei Häuser mit eingebauten Simsen in Schmottseiffen den dort noch vorhandenen 170 Bauten mit vorspringenden Bühnen gegenüber! Das war aber ehedem in mancher Ortschaft anders. In der Gegend von Spiller sollen in vergangenen Tagen Bauernhäuser mit eingelassenen Gängen sehr häufig vorgekommen sein, während dort die vorstehenden Bühnen weniger bekannt waren.

Die Loggien der Bauernhäuser erscheinen als kleine, zurückspringende Gänge mit annähernd gleicher Breite und Länge wie die freischwebenden Bühnen; sie sind meist 1½ bis 2 Meter breit und 3 bis 8 Meter lang. Entweder sind sie kleine Zimmer mit großem, offnem Fenster über dem Haupteingange (vgl. Abbildung 2 und 3) oder längere Gänge, die sich über die halbe Front des Hauses, über den Stall oder über dem Hauptzimmer des Baues hinziehen (vgl. Abbildung 2, 4, 5). Die Brüstung der Loggia besteht aus Fachwerk, oder sie ist mit Brettern verschalt oder erscheint nach Art einer Leiter mit dichtstehenden Sprossen. In der Regel erfolgt der Zugang zum eingebauten Gange vom oberen Flur („Saal") aus. Die

Abb. 5 Haus in Hartenberg, Krs. Hirschberg

Loggien dienen, wie die vorspringenden Erker als Trocken- und Abstellraum aller Art. Im allgemeinen aber hat man keine rechte Verwendung mehr für die bäuerlichen Loggien, und da sie auch die Winterkälte ins Haus ziehen sollen, gehen sie dem Untergang entgegen.

Auf unserer 2. Abbildung sieht man am rechten Ende des Ganges einen Taubenschlag angebracht; der Sims war deshalb, um ihn vor Beschmutzung durch die Tauben zu schützen, außen mit Drahtgitter übersponnen. Abbildung 3 zeigt einen sehr alten Bau: seine auf den Gang gerichteten Fenster sind noch mit Butzenscheiben versehen. Wie das ganze obere Stockwerk springt auch der Gang hier etwas über das Erdgeschoß hervor. Leider ist nur noch die Hälfte des alten, schönen Hauses in seiner Ursprünglichkeit erhalten geblieben, während man seine andere Hälfte durch einen stumpfsinnigen Ziegelrohbau ersetzt hat: ein Beispiel guter, alter und ein drastisches Gegenbeispiel schlechter, neuer Bauweise.

Für jede Angabe über das heutige und das ehemalige Vorkommen von Bauernhäusern mit Loggien in Schlesien wäre ich aufrichtig dankbar. Außer dem angeführten Gebiete sind sie noch in Siedlungen der Ober- und Nieder-Lausitz und der Ostsudeten bekannt geworden.

Kartuffelfeuer

Skizze von Fritz König in Breslau

'S woar oan em siehr an schiena Härbsttoage. Da goanza Toag hoatte de Sunne gefinkelt vum blooa Himmel runda, as wullde se doas Rut dar Eschabärla nuch reeta färba, as ob se un se wullde soan: „Ne, Aerde, du bist mer nuch loange nich bunt un finklich genung. Rut un braun un gale missa die Blätta aussahn, scheckig wie a grußa, schiena Weezekranz!“

Druf woar se schloafa geganga, de Sunne. Und doann koam loangsam der Mond vam Himmel ruff, dar loachende, silbrigstroahlige Mond. Helle beglitzerte ar mit sem Lichte de goanze Gägend un woarf loange Schoatta van a Hänga vu dar Barja un neeba doan elitzig stehenda Beema.

Un uf eemoal wurds labendig uf em vu da viela Hübln. Es woar driba ufm Herrlaberge, durten, wu de viela Lauba stiehn beim Kunze ei Biele sem Goarta. Mitta uf em vu da Bäta hoatta se an grußa Heffa Reisig un Kartuffelkräutig zusoamma getroaga, und lustig proasselten itze de Floammen draus herfür. Doas Gelumpe quoalmte wie a oala Fabrikschurnsteen drunda ei Biele, und doas Mondenlicht loag wie flissiges Silber uf dem loanga Roachstreefa. Hernoachert ging dar Täbs doa drüba lus.

Lustig werbelta anne Schoar vu junga Madla un Perschla rim um de Floamma, un de Musikanta dudelta: „O du lieba Augustin, Geld is weg, oalle's is weg!“ Hei, doa hätt'r zusahn sulln un hiern de Juchza vu dan närscha Madla, wie se asu tulle rimschwenkta und täbsta. O du glickliche, unbesurgte, tulle Jugend!

Aber satt ock, satt, woas is denn doas do druba? Woas sein denn doas ver viela Lichtla un Lämpla do druba vam Walde? Neuschierig vu dam Krawalle do druba woarn de Herrlamännla ufgewacht aus'm Schloafe, un eens noach'm annern koam nu, mit een'm Laternla ei der Poatsche, rausgekrocha aus'm Pusche un plinzelta verschloafa runda ei doas Gesumsse. Goanz verwundert schittelta se de kleena, struppiga, bärtiga Keppla un meenta: „Ne, woas sein ock blus doas fer närscha sunderboare Menschla?“

Aber bale hoatta se sich neigefunda. Un doa packte se sich selba im de Hifta und tanzta miete, tanzta, tanzta, tuller un tälscher, wie oalle die do druba. Un doderbeine schwenkta se mit ihre Laternla, doas es aussoag, wie wenn a Gliehwirmlaschwoarm durch de Foarnstauda un de Hoaselbische flug. Un doderzune lachte der Mond, lachte, lachte, lachte.

Der Grenzhase

Eine heitere Geschichte von R. Kurpiun in Tarnowitz

„Uff!“ stöhnte der Herr Rat und richtete sich schnaufend und pustend aus seiner gebückten Stellung auf. Er hatte einen ganz roten Kopf bekommen und wischte sich den Schweiß von der stark nach oben verlängerten Denkerstirn. War aber auch kein Spaß, in die alten, langen Jagdkanonenstiefel hineinzugelangen, die den ganzen Sommer über in ihrer heimlichen Ecke ein beschauliches Dasein geführt und dabei ihre ehemalige jugendliche Schmieg- und Biegsamkeit eingebüßt hatten.

„He, Josepha, altes Möbel, warum haben Sie die verdammten Stiebel nicht besser geschmiert? Ist ja zum Verrücktwerden!“

„Herr Rat, ich hab gestern für drei Böhm Rizinusöl gekauft, und mein Seliger hat immer gesagt, das wäre das beste für die Weichheit von Stiebeln.“

„Ja, gestern! Und Ihr Seliger! Und ausgerechnet Rizinusöl! Vor vier Wochen mußten Sie zu schmieren anfangen, und ordentliches Lederfett mußten Sie kaufen! Na, und Ihr Seliger! Wenn der bei seiner ganzen Schusterei keine bessere Schmierage wußte . . .“

Der Herr Rat war schon wieder bei seinen Stiefeln und bemühte sich krampfhaft, den zweiten der beiden störrischen Gebrüder, der gar kein Verständnis für die heutige jagdrätliche Aufgabe bekundete, an den Fuß zu bekommen. Umsonst. Halbwegs steckte der Fuß drin. Nun aber wollte er weder vor- noch rückwärts.

Der Herr Rat hub an, höchst despektierlich zu fluchen. Das gehörte heute zum Handwerk; denn heute war der Herr Rat nicht der Herr Rat, der die blinde Themis am Zipfel zog, heute war der Herr Rat im Begriff, sich in einen weidgerechten Nimrod umzuwandeln und hinauszufahren in seine großen Jagdgründe, dieweil heute die Hasenjagd eröffnet worden war. Und ein rechter Jägersmann, der nicht „weidlich“ schimpfen kann, ist nicht zünftig.

Da erschien zum zweiten Male seine Josepha auf dem Plane, bewaffnet mit einer kleinen runden Medizinschachtel, die den Herrn Rat in ganz unverantwortlicher Weise an Doktor und Apotheker, an Zipperlein und Gicht und Podagra vom letzten Winter erinnerte.

„Na, was haben Sie denn da wieder für Gift? Wohl Rizinuspulver, was?“ fragte der Gestrenge mißtrauisch.

„Nee doch, das ist ja das weiße Pulver, was der Herr beim letzten Rissurschenball in die neuen Handschuhe geschüttet haben. Und dann gingen sie gleich gut auf.“

„Ja, um gleich darauf zu platzen! Na, schad't nichts. Man 'rin damit!“

Die Haushälterin schüttete die halbe Schachtel Talkum zwischen Stiefelschaft und Jagdhose, dem störrischen Gesellen in sein vertrocknetes Maul, der Herr Rat schlenkerte ein paarmal den Fuß mit dem daranhängenden Unhold hin und her, um eine genügende Verteilung der Schmiermasse zu erzielen, und ging dann mit Leibeskräften zum letzten Angriff über.

„Ratsch!“ Zwei Hosenknöpfe und eine Stiefelstrippe rissen ab, eine weiße Wolke erhob sich aus dem Stiefelrohr. „Hazi!“ machte der Herr Rat, aber der Unhold saß gebändigt auf dem Fuße.

„Ha . .a . . a . . zi!“ machte der Herr Rat noch einmal. Dann kam ein frohlockendes „Aa . . ha!“ aus seinem Munde, und mit Siegermiene setzte er sich zur Erholung und Belohnung für ein paar Augenblicke auf den Stuhl, während seines Jungesellenheims ehrbare Hüterin mit Nähnadel und Zwirn antrat und die davongegangenen Knöpfe dem Herrn Rat auf den Leib nähte.

„So!“ Jetzt noch die Jagduhr mit der Sauzahnkette, die grüne Lodenjoppe, das Hütel mit dem echten Gemsbart dran, in Partenkirchen eigens erstanden und der Neid der Jagdgenossen, und dann statt des Kneifers die große, runde Hornbille; denn das gehörte sich so. Und nun sollte sich noch einer unterstehen zu sagen, daß er am Vormittage als Schöffenrichter zweiundzwanzig Sachen erledigt und ein paar Dutzend Hacharen, Landstreicher, Raufbolde, Hausfriedensbrecher und „nächtliche Ruhestörer“ fix aber gründlich und in geziemender Weise zu Sitte und Ordnung zurechtgewiesen habe. Alles das war jetzt fern von ihm. Dagegen tanzten Hasen, Rehböcke, Fasanen, Rebhühner und Jagdhunde durch das Gehege seines Denkens und verwandelten den friedlichen, rechtpflegenden Bürger in einen blutigen, kreaturverfolgenden Nimrod.

Da knallte unten vor dem Hause eine Peitsche.

„Ja, ja; ich komme schon!“ rief der Rat Schruller zum Fenster hinaus, hängte die Jagdtasche nebst der unvermeidlichen Feldflasche um, ergriff Jagdstock und Schießprügel und stieg hinunterzu seinen drei Jagdgenossen, die im Wagen auf ihn warteten.

„Weidmannsheil!“

„Weidmannsdank! Sollst dir alle Knochen im Leibe zerbrechen, Schruller," begrüßte ihn sein Freund, der dicke Notar Ratzel, der behäbig im Rücksitz des Wagens thronte.

„Danke verbindlichst!" entgegnete Schruller, der seine gefestigte Weltanschauung nach dem Gefecht mit den Stiefeln bereits wieder erlangt hatte.

Er nahm als vierter im Wagen Platz, und das Gefährt rollte zum Tore hinaus, die Chaussee hinab, dem Walde zu. Man hatte gute zwei Meilen bis zum Jagdgelände zu fahren; aber die Gäule griffen tapfer aus, und die Fahrt durch den im herbstlichen Farbenschmuck prangenden Wald gehörte mit zum Vergnügen und beförderte die weidgerechte Stimmung der Jäger, der noch durch einen ganz delikaten Tropfen aus des Notars schier unergründlicher Feldflasche gebührend nachgeholfen wurde.

Jetzt stieg der Weg bergan. Die Rosse benutzten die günstige Gelegenheit zu einem gemütlicheren Tempo, und der Kutscher auf dem Bocke nickte verstohlen sein versäumtes Mittagschläfchen.

„Siehst du, Ratzel, da haben wir's!" fuhr plötzlich Rat Schruller auf.

„Na, na, was bringt denn den Königlich Preußischen Herrn Amtsgerichtsrat so außer Fassung? Ist die Wage der Gerechtigkeit verrutscht?" erkundigte sich der Angeredete mit größtem Phlegma.

„Ach was, sieh mal her!"

Wenn es ihm auch bei seinen wohlbeleibten Umständen schwer fiel, der Herr Notar mußte sich mit seinem Bäuchlein um gut 60 Grad und mit seinem Denkerhaupt um weitere 60 Grad seiner Vertikalachse drehen, um den vorwärts liegenden Weg zu überschauen.

Richtig, da war's.

Ein altes, verhutzeltes Weiblein, dürr wie das Holzbündel auf ihrem Rücken, runzlich wie ein Waschbrett, gekrümmt, wie ein verkümmertes Häkchen, kreuzte soeben vor ihnen die Straße und verschwand im Walde.

„Verwünschte alte Schraube!" wetterte Rat Schruller verdrießlich, und sein Freund machte in aller Seelenruhe mit scheinbar ernster Miene den Vorschlag umzukehren, obgleich man nur noch eine halbe Meile vom Ziel war. Aber die blanke Aufklärung siegte, wenn auch nur schüchtern und bedenklich, über den finstern Weidmannsaberglauben.

Auch der biedere Rosselenker war durch diesen Zwischenfall wieder munter geworden. Er wollte die eigene Munterkeit auch seinen Rößlein mitteilen und schmitzte ein wenig mit der Peitsche. Da aber diese zarte Andeutung auf eine beschleunigte Gangart ohne freudige Zustimmung von seiten der vierbeinigen Kreatur blieb, gab Johann seiner Peitsche einen etwas energischeren und nachdrücklicheren Schwung. Einmal, zweimal. Beim dritten aber gab es plötzlich einen Knacks, und Johann behielt den halben Peitschenstock in der Hand. Die andere Hälfte aber mit der Schnur hing traurig hernieder im Bewußtsein geknickter Größe.

„Siehst du, Ratzel, das hat die alte Hexe von vorhin auf dem Kerbholz. So geht's immer, wenn einem alte Weiber begegnen", behauptete der Rat.

„Ja, ich glaube gern, daß du lieber jüngeren Ausgaben dieser Spezies begegnest, alter Waldknabe", meinte lachend der Notar. „Aber dieses Mal ist der Kelch wohl an uns vorübergegangen. Die bedrohliche Alte hat ihr Opfer in der Peitsche gefunden, und damit ist der Bann gebrochen. Du wirst sehen, wir erleben heute noch etwas Extrafeines."

Der Wagen rollte über das Pflaster des kleinen Grenzstädtchens und hielt auf dem Ringe vor dem Gasthofe „Zum gelben Löwen." Der „gelbe Löwe", Herr Salo Katz, eilte dienstbeflissen herbei und begrüßte die Jäger im Namen der guten Stadt.

Auch der Alois war schon da, des Herrn Rat Jagdhüter, Leibjäger, Büchsenspanner, Treiber, Grenzführer, Wildschlepper usw. Er hatte seinem Machthaber schon in tausend Nöten beigestanden, und listig blitzten seine verschlagenen Aeuglein, als der Herr Rat ihn durch die große Hornbrille auf seine Brauchbarkeit zu der heutigen Jagdarbeit kritisch musterte.

Der Alois unterhielt nämlich im Hauptamte auch umfangreiche geschäftliche Beziehungen zu jenen Wohltätern der Menschheit, die da glauben, daß der preußische Spiritus jenseits, in Rußland noch viel veredelnder wirke, wenn er ohne Grenzzoll den stets durstigen Kehlen drüben kredenzt werden könne. Aber der Alois schien gestern und heute mit dieser edeln Zunft nicht gearbeitet zu haben; denn sein Antlitz glänzte so engelsrein wie die Vollmondscheibe in einer frostklaren Winternacht. Und der Odem, der von ihm ausging, war lieblicher als der aus des Notars guter Feldflasche.

„Na, Alois, alles in Ordnung?"

„Jawoll, Herr Rat, alles in Ordnung! Ist viel Hase da und fünf Volk Hühner, und jeden Abend wechselt ein Zehnender von die Russen herüber auf die Golka-Wiese, wo ist feiner Anstand. Und ein Fuchs. . ."

„Genug, genug, Alois, ein andermal!" unterbrach höchlich zufrieden Rat Schruller. „Heute wollen wir mal bloß sehen, was die Hasen machen."

„Ja, wollen die mal erst überhören, Alois, bloß so zum Anschmecken", warf der Notar ein und suchte sich durch einige Zigarren bei dem Oberhofjägermeister seines Freundes in Gunst zu setzen.

Das „Anschmecken" bezog der Herr Notar auf die beginnenden Jagdfreuden, Alois aber auf die Zigarren die er sehr schätzte und wovon er, nach dem soeben gebotenen „Anschmecken" zu schließen, sicherlich demnächst ein noch ergiebigeres „Ausschmecken" erwarten durfte. Er dankte, grinste voll tiefen Verständnisses und steckte die Rauchstengel weg.

Nachdem die Jäger durch einen Stehschoppen den Staub der Landstraße hinuntergespült und die zusammengeschüttelten Lebensgeister etwas erfrischt hatten, machten sie sich auf den Weg zum Jagdgelände, Alois als Führer voran. Er hatte genau ausgekundschaftet, wo die meisten Langohren ihre Heimstätten hatten, und schlug dem Herrn Rat eine Streife längs dem Grenzwege vor. In der Richtung stünde der Wind heute am günstigsten, und es wären „eine Masse Hasen" da.

So folgte man dem Jägermeister und erreichte den Weg, der hier die trockene Grenze zwischen Preußen und Rußland bildete. Er war etwa zwei Meter breit und beiderseits von Gräben eingefaßt. In Abständen auf beiden Seiten erhoben sich Grenzpfähle, hier wie dort schön bunt gestreift gleich bösartigen Tigertieren. Viele waren mit ihren Landeswappenbildern geschmückt, und die beiden Raubvögel darauf glotzten sich bissig an.

Sie liebten sich schon seit längerer Zeit wieder einmal garnicht und streckten Fänge und Flügel von sich, jede Kralle und Feder einzeln, als ob sie auf einander losgehen wollten.

Der Schwarze diesseits war auf den Schwarzroten jenseits neidisch, weil jener einen Kopf mehr besaß, und streckte ihm die Zunge heraus, wofür der andere ihm mit dito quittierte. Dabei war der Schwarzrote ihm aber auch wieder über; denn er hatte zwei Köpfe, konnte demnach aus seinen zwei Schnäbeln auch zwei Zungen herauspläken, und das besorgte er mit Wollust.

Solches verdroß den schwarzen noch mehr, und man behauptete drüben, er wäre ehemals und von Rechts wegen weiß gewesen und nur durch den ständigen Aerger schwarz geworden. Deswegen versah sich der andere drüben auch nichts Gutes von seinem schwarzen Nachbarn. Um auf alles vorbereitet zu sein, hatte er seine Grenze dicht mit Wächtern — Straschnils — besetzt; denn er fürchtete immer, der Schwarze wolle bei günstiger Gelegenheit über ihn herfallen und ihm die letzten Federn ausrupfen. Er tat ordentlich, als ob bei ihm nach dem letzten Rupfen mit dem Nachbarn im fernen Osten wirklich noch etwas zu holen wäre.

Um Gier und Zorn des Schwarzen nicht noch mehr zu reizen, hatte er sogar seine Wälder in langen Streifen um etwa 200 Meter von der Grenze zurückgezogen. Und der Straschnik, der verschlafen und, die Flinte im Arm, unter einem Baume lag, konnte nicht nur die heranstreifenden Jäger beobachten, sondern auch jeden Schwanz zählen, der aus „Väterchens" Urwäldern etwa bei dem bösen Schwarzen eine Visite abstatten wollte. Dann klatschte der Straschnik in die Hände oder pfiff oder gröhlte oder drohte mit seinem hocherhobenen Schießprügel, um die Visitenmacher zurückzuschrecken und so das bedrohte Nationalvermögen zu retten. Er tat es aber nicht, wenn er hin und wieder eine Zigarre oder einen Wotka oder gar einen Rubel erhielt; denn das „Rubeln" war für ihn zu spaßig, außerordentlich spaßig.

Der Herr Rat mußte wohl auch hin und wieder nach drüben hin gerubelt haben; denn als er, seinen treuen Alois zur Seite, herangestiefelt kam, rührte der gute Straschnik weder Hand noch Zunge. Er machte nur „hm! hm!" für sich, was bedeuten sollte: Aha, den Mann kennen wir, blieb faul im Grase liegen, ließ den Herrn Rat einen guten Mann sein und ungestört vorüberziehen.

Der Herr Rat mit seinem Jägermeister bildete den rechten Flügel der Jagdaufstellung und schritt in eines guten Steinwurfs Weite parallel der Grenze dahin, die andern Weidgenossen in ungefährlichem Abstande mehr landeinwärts in langer Linie. Rat Schruller hatte absichtlich den schwierigen Posten an der Grenze eingenommen. Denn seitdem er die große Hornbrille, das Gemsbarthütel und besonders die suggestiv wirkende Sauzahnkette trug, kam keine jagdbare Kreatur mehr an seinem großen Rohr vorbei, die er nicht erlegte.

Tanzte so ein Lampe von der andern Seite der Stellung her an und wollte schnell in „Väterchens" sicheres Reich zurück, so schossen die andern natürlich vorbei — das stand fest wie ein Grenzpfahl. Aber er, der Herr Rat Schruller, schoß nie vorbei. Und wenn Freund Langohr auch siegreich an allen andern Weidgenossen vorübergekommen wäre, bei dem Herrn Rat mußte er sein Leben lassen. Das stand fest wie zwei Grenzpfähle. Und wenn der Straschnik gar mal einen „Krummen," wie der Herr Notar sich poetisch auszudrücken beliebte, von drüben herüberließ, so fiel er ganz selbstverständlich sogleich zu Beginn des „Treffens" dem großen Rohr des Herrn Rat

zum Opfer. Das stand fest, wie alle Grenzpfähle zusammen. Und das gehörte sich auch so; denn Rat Schruller war der Jagdherr und beanspruchte mit Recht, standesgemäß äftimiert zu werden.

Das Weidmannsheil war den Jägern hold. Alois konnte kaum noch die Beute schleppen. Er hatte je zwei Hasen mit ihren Hinterläufen zusammengebunden und sie über seine Schultern gelegt. Die Last drückte, und die Feldflasche des Herrn Rat war leider schon leer. Alois schnaufte und pustete, und der Schweiß lief ihm gleich einem Bächlein über die Stirn und die gebräunten Wangen.

Schon war man beinahe an der Grenze des Jagdgebietes angelangt, und Rat Schruller war bereits im Begriff, Hahn in Ruh' zu signalisieren, als sich plötzlich ganz unerwartet fern auf dem linken Flügel ein wildes Schießen erhob.

„Bum, bum!" — „Vorbei!" murmelte malitiös der Herr Rat.

„Bum, bum!" Jetzt lächelt der Herr Rat noch malitiöser und macht sich schußfertig; denn über den Hügel saust mit Eilzuggeschwindigkeit und ängstlich zurückgelegten Ohren ein wahres Prachtexemplar der Gattung Lepus heran, um schnell vor Toresschluß noch über die Grenze zu schlüpfen. Jetzt passiert Lampe die Stellung des Notars.

„Bum!" Der Herr Notar hat nur noch einen Schuß im Laufe, und der geht „von Rechts wegen" vorbei. Ein Fluch begleitet Meister Lampe auf seinem weiteren Lebenswege, der sich nun mit dem des Herrn Rat kreuzt.

Schadenfroh lächelt dieser und legt schnell an.

„Bum!" Der Hase macht einen Kopfsprung, schnellt in die Höhe und bleibt am Boden liegen. Ein Hochgefühl schwellt die Brust Schrullers. Triumphierend schaut er zu seinem Freunde hinüber; aber der reagiert sauer.

Alois stürzt mit langen Schritten auf den Hasen zu, der kaum dreißig Schritte vom Grenzwege liegt. Schon bückt sich der Jägermeister, schon streckt er die Hand nach seinem Opfer aus, da hört Rat Schruller plötzlich seinen braven Alois einen Schreckensruf ausstoßen und sieht ihn gleich darauf samt seiner Jagdbeute auf dem Körperteil sitzen, den die gute Vorsehung in weiser Zweckmäßigkeit als Puffer ausgebildet hat. Der vermaledeite Hase aber, den Alois hat aufnehmen wollen, stürmt mit langen Sätzen der Grenze zu.

Von der Stellung des Notars schallt helles Lachen herüber und versetzt Schruller in finstre Wut. Er wagt nicht mehr zu schießen; denn der Hase hat bereits die Grenze überschritten. Der Herr Rat eilt, so schnell ihn seine Beine tragen, der Grenze zu, um zu sehen, wo der angeschossene „Krumme" geblieben sei. Daß der nicht mehr weit laufen kann, ist klar. Vielleicht ist er noch zu bekommen, wenn man mit dem Straschnik verhandelt.

Als der Herr Rat am Grenzwege anlangt, sieht er gerade noch des Lampen Blume zum Abschiede auf einen Augenblick aus einem engen Wasserdurchlaß aufleuchten, wo der Bedrängte Schutz vor seinen Verfolgern zu finden hofft. Der Durchlaß befindet sich in einem Wege auf russischer Seite, etwa fünfzig Meter von der Grenze, also für den Herrn Rat unerreichbar.

Mittlerweile ist auch Alois herangekeucht und will sofort kurzerhand die Grenze überschreiten, um die Beute in Sicherheit zu bringen. Aber der Rat hält den Eifrigen zurück; denn der Straschnik hat sich drüben unter seinem Baume erhoben und äugt scharf herüber. Nun ist guter Rat teuer.

Da ersteht den beiden ein unerwarteter Helfer in der Not.

Aus dem jenseitigen Grenzgraben erhebt sich eine lange, dürre Gestalt und eilt mit Riesenschritten auf das Versteck des Hasen zu. Es ist der Blasius Rogalski aus dem nächsten russischen Dorfe. Er hat seine Kuh im Grenzgraben geweidet, am Rande desselben faul auf dem Bauche gelegen und ausspioniert, wie in der kommenden Nacht ein schwieriger Transport glücklich über die Grenze gebracht werden könnte und wie dem Straschnik am sichersten beizukommen wäre.

Dem scharfen Auge des Schwärzers war nichts entgangen. Er weiß sofort, was hier zu tun ist, läßt den Strick, woran er seine Kuh führt, los, springt auf, setzt sich in Trab, winkt dem am Grenzwege Ausschau haltenden Herrn Rat verständnisinnig zu, daß er's schon besorgen werde, und langt vor des Hasen Schlupfwinkel an.

Blasius guckt hinein und erblickt Freund Lampe weit drinnen im engen Loche. Blasius macht: „kisch, kisch!" und klatscht in die Hände, aber das Häslein rührt sich nicht. Blasius fährt mit seinem durch einen Stock verlängerten Greiforgan in das Loch hinein. Nutzt auch nichts: der Aktionsradius ist zu klein.

Da wirft der Lange kurz entschlossen seinen Leinwandkittel ab und beginnt, sich wie ein Maulwurf in das enge Loch hineinzuarbeiten. Zuerst sieht der Herr Rat den Kopf, dann die Schultern, die Arme, sodann den verlängerten Rücken verschwinden. Jetzt ragen nur noch die halben Beine heraus, und zuletzt hat das schwarze Loch den ganzen Kerl verschlungen.

Der Herr Rat muß innerlich lachen; denn ihm fällt unwillkürlich die so fabelhaft ähnliche Situation aus dem „Taucher" ein: er der König, Alois der Hofstaat, hinter der Grenze Väterchens Reich: das wilde Meer, der Straschnik ein böser Molch darin, Blasius der kühne Taucher, über dem sich der schwarze Schlund soeben geschlossen hat. Und gar zu amüsant muß es da unten auch nicht sein; denn daß in dem Loche Wasser ist, kann der Herr Rat genau sehen. Nur eins stimmt nicht: der goldene Becher, nämlich Meister Lampe.

Hineingetrieben hatte ihn der Herr Rat wohl, und heraus wollte er ihn auch wieder haben. Aber nicht für den kühnen Schwimmer, sondern für sich selbst. Denn was machte sich der Lange aus Hasenbraten. Armen Leuten schmeckt Hasenbraten überhaupt nicht. Da war dem Taucher ein Markstück sicher viel lieber. Deshalb beschließt der Herr Rat, die Echtheit der Tauchersituation dadurch zu retten, daß er in die Tasche greift, seine Börse hervorholt und derselben ein Markstück entnimmt, um bei Wiedererscheinen des Tauchers die Sachlage sofort zu klären.

Da ist er auch schon und wickelt sich allmählich aus dem Loche heraus, nur daß jetzt, wie beim Kino, wenn die Bilder rückwärts gedreht werden, alles umgekehrt herauskommt. Mit den Beinen tritt der Lange zuerst wieder ins Dasein, es folgt, was darüber ist, der Rumpf, die Schultern, der Kopf und jetzt — der Herr Rat lächelt vergnügt — der rechte Arm mit — dem goldenen Becher, dem Hasen.

Blasius spuckt und pustet und sieht aus wie ein Ziegelstreicher. Er bemüht sich, den Schmutz von der Kleidung wegzuwischen. Der Herr Rat aber ist, ganz im Gegensatz zu dem neugierigen König im „Taucher", garnicht begierig zu erfahren, wie es da unten ausgeschaut hat; denn die äußeren Zeichen der vollführten Expedition sprechen deutlich genug.

Jetzt ist der lange Nachbar mit der Wiederherstellung seines äußeren Menschen fertig, und der Herr Rat winkt ihn mit gönnerhafter Wohltätermine heran, den Hasen abzuliefern und das wohlverdiente Trinkgeld in Empfang zu nehmen.

Nun aber tritt für den König-Rat und seinen Hofstaat eine völlig unvorhergesehene und höchst bedauerliche Verschiebung der Situation ein. Der Edelknappe Blasius denkt nicht daran, den goldenen Becher dem Könige wiederzugeben. Blasius versetzt dem Hasen, der noch einige Lebenszeichen von sich gibt, nach Jägerart mit der scharfen Hand einen kunstgerechten Hieb hinter die Löffel. Lampe zuckt noch einmal zusammen und gibt seinen regen Geist auf.

Jetzt erst betrachtet Blasius recht den kapitalen Kerl, den er da herausgeholt hat, schätzt schnell das zu erwartende Trinkgeld ab und gelangt sogleich zu dem Schluß, daß ein so feister Hasenbraten mehr wert ist als fünf oder zehn Böhm Trinkgeld. Herr Blasius erlaubt sich — ganz unerhört, nach des Herrn Rat Meinung — auch gern Hasenbraten zu essen, besonders, wenn er so billig ist.

So schüttelt er denn verneinend den Kopf und erklärt dem Herrn Rat, daß russische Leute auch einmal ganz gern etwas Gutes äßen. Er streicht liebkosend über das weiche Fell des Langohrs, legt sich die Beute quer über den Magen und schaut boshaft grinsend zu dem Jägersmann hinüber.

„Nu, mach keine Geschichten, alter Pieron, gib den Hasen her!" mischt sich Alois zu gunsten seines Herrn in den Streit. Der Russe lacht und schüttelt den Kopf.

„Geb' ich nich, bratku!"

Alois wird wütend, fängt an zu schimpfen, droht, den Straschnik zu holen; aber der Russe schüttelt lächelnd den Kopf.

„Kommt nich, Straschnik; wird auch miteffen Hasenbraten. Was will geben der Herr für Hasen?"

„Aha, schaut's da heraus?" denkt der Herr Rat. „Der Kerl will ein besseres Trinkgeld herausschlagen, dem Manne kann geholfen werden!" Rat Schruller hält das blanke Markstück hoch, aber der Russe schüttelt wieder den Kopf. Er schüttelt überhaupt immerfort den Kopf, der unverschämte Kerl. Dem Herrn Rat ist so, als ob der Mensch da drüben etwas von einem Taler redet. Na, das fehlte noch!

„Fünfzehn Böhm!" bietet Rat Schruller.

„Ein Taler!" fordert der Russe.

„Bist verrückt, Mensch? Hier, noch drei Zigarren sollst haben, mehr aber nicht einen Heller, du Gauner!"

Der Russe grinst, hebt den Hasen hoch, streicht behaglich über seinen Magen und schüttelt abermals den Kopf. Die Gegner stehen zehn Schritte von einander. Dem Alois zuckt's in den Fingern, hinüberzuspringen und dem Langen an die Kehle zu fahren. Aber er riskiert es nicht. Denn rechts drüben steht der Straschnik mit der Flinte, und mit dem ist nicht zu spaßen, das weiß Alois aus eigener Erfahrung ganz genau. Drum läßt er es lieber.

Dem Herrn Rat aber läuft die Galle über. Er ist fuchsteufelswild und möchte gleichfalls am liebsten dem Spitzbuben drüben eine Ladung Dunst in die Beine jagen. Aber er ist machtlos, völlig machtlos. Hier nützen auch alle 370 Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches nichts, die er kommandiert.

Kurz entschlossen wendet sich Rat Schruller, um dem ärgerlichen Handel ein schnelles Ende zu machen. Da reißt ihn plötzlich sein Leibjäger ungestüm am Aermel.

„Die Kuh! Herr Rat, die Kuh!“

Einen Blick wirft der Herr Rat vor sich ins Gelände, ein blitzartiger Gedanke schießt durch sein Hirn.

„Fix die Kuh, Alois, fix!“

Es bedurfte des Antriebs nicht mehr, Alois war bereits in Aktion getreten.

Niemand, auch der lange Blasius nicht, hatte sich im Eifer des Gefechts um das ehrsame Rindvieh gekümmert. Das hatte im Grenzgraben gemächlich Gras gezupft, bis es in seiner Herzenseinfalt auf den Gedanken gekommen war, daß das Gras auf dem sonnigen Wege oder gar auf der preußischen Seite viel besser wäre als in dem dumpfigen Graben.

In Preußen ist überhaupt alles besser als bei Väterchen drüben. Nur in Kaviar, Kownower Schnupftabak, Schweinespeck und Staatseinrichtungen übertrifft uns unser Herr Nachbar. Daß zu letzteren aber auch die strenge Respektierung der Staatsgrenzen gehörte, konnte das ehrbare Rindvieh trotz Zolltarif und Grenzseuchenpolizeibestimmungen nicht wissen. Es hatte auf dem Grenzweg geweidet, war in den preußischen Graben hinabgestiegen und jetzt im Begriffe, sich ganz auf feindliches Gebiet zu begeben.

Noch stand das wertvollere Hintervierte der edlen Milchspenderin auf neutralem Boden, da tobt, wie der Sturmwind, Held Alois heran, daß seine Beutehasen auf Brust und Rücken einen wilden Cancan tanzen, ergreift den herabhängenden Strick der Kuh und zieht das fromme Tier vollends in preußisches Gebiet herüber. Der Herr Rat ist gleichfalls mit schnellem Schritt zur Stelle und faßt neben der Beute energisch Posto.

Dem Blasius drüben aber fährt ein Schreck in die Gebeine, daß er erst eine ganze Weile, zur Bildsäule erstarrt und Augen und Mund weit aufgerissen, stehen bleibt. Dann sinkt die mit dem Hasen erhobene Rechte schlaff und willenlos zu Boden, er beugt Kopf und Oberkörper vor und starrt hinüber nach seiner Kuh, seiner Muschka, seiner Einzigen, seinem Kleinod, das so schmählich in die Hände seiner Feinde gefallen ist.

Jetzt stößt der Blasius einen unartikulierbaren Wutschrei aus, und dadurch kommt erst wieder Leben und Bewegung in seine lange Gestalt. Mit wüstem Fluchen und Schimpfen, die linke Faust drohend erhoben, stürmt er auf die Grenze zu. Aber trotz seiner Wut wagt er nicht, sie zu überschreiten. Blindlings ergreift er einen Stein und erhebt ihn drohend zum Wurfe.

„Oho, Bursche, so willst du anfangen? Na warte!“ Rat Schruller, auch in Erregung, hat das Gewehr von der Schulter genommen, als ob er es gebrauchen wollte.

So stehen sie einen Moment mit vollkommen verwechselten Rollen einander gegenüber. Der Kuhhirt mit dem Jagdhasen, der Jägersmann mit der Kuh. Jener heult, dieser lächelt; jener schimpft, dieser lacht; jener läßt schließlich den Stein sinken und wirft mit gewaltigem Schwunge den Hasen über die Grenze, daß er über die Kuh, den Jäger und seinen Wildmeister im Bogen hinwegsaust und beide einen Diener machen müssen, um nicht eins an den Kopf zu bekommen.

„Meine Kuh, meine Muschka, geben Sie mir meine Kuh zurück!“ brüllt der Lange an der Grenze mit wutheiserer Stimme und fängt beinahe an zu flennen.

„Siehst du, langer Lulatsch, das klingt schon etwas sanfter“, spottet der Rat. „Du sollst aber noch ganz kirre werden. Warte! Du weißt doch, daß kein Rindvieh, auch du nicht, die Grenze überschreiten darf. Und wer sie überschreitet, wird abgeführt. Marsch, Alois, in die Stadt mit der Kuh!“

Der Herr Rat zwinkert seinem Begleiter verstohlen zu; der versteht ihn und macht Miene, abzuziehen. Der Lange aber tobt wie ein Besessener auf dem Grenzwege umher. Er ist jetzt noch viel ohnmächtiger als sein Widerpart vorhin. Der Hase ist weg, das Trinkgeld ist weg, und auch die Muschka, die geliebte Muschka ist weg, ganz weg! Er ist dem Verzweifeln nahe.

Da fängt er an zu bitten, zu betteln, zu flehen: „Goldner gnädiger Herr, lassen Sie mir die Kuh, geben Sie mir die Muschka wieder! Meine Kinder müssen verhungern, wenn ich die Kuh nicht bringe. Goldner Herr, ich werd' drei dicke Kerzen kaufen und sie der heiligen Mutter nach Czenstochau tragen, barfuß und ohne Mütze, und werd' dreißig Vaterunser für das Seelenheil von dem gnädigen Herrn beten. . .“

Der Herr Rat bleibt unerbittlich.

Da durchbricht die Angst des Langen alle Grenzen. Mit Gewalt ist nichts zu nehmen, das ist ihm klar. Von Verzweiflung getrieben, setzt er mit einem Sprunge über den Grenzgraben und stürzt heulend auf den Rat zu, sodaß der zuerst einen gelinden Schreck bekommt. Aber es ist nichts zu besorgen. Schon liegt der lange Blasius zu des Herrn Rat Füßen, umklammert seine Knie, küßt den Saum seines Rockes und heult und winselt wie ein Schloßhund.

„Siehst du, Bursche, so weit wollt' ich dich haben! Hast's nötig gehabt? Jetzt kannst du herumkriechen wie ein geschlagener Hund und vorher wolltest du den Hasen nicht einmal geben! Da, nimm dein Rindvieh und scher dich! Laß dir aber nicht wieder einfallen, ein Hundsfott zu sein."

Großmütig winkt der Herr Rat Alois zu; der Russe bekommt seine Kuh, und beide beeilen sich, so schnell wie möglich die Grenze wiederzugewinnen.

Es ist aber auch die höchste Zeit; denn schon naht die Polizeigewalt in Gestalt des langsam einherschreitenden Straschniks. Wie gewöhnlich kommt sie zu spät. Sie ist nie zur Stelle, wenn sie zur Stelle sein soll. Ist sie aber durch Zufall doch einmal zur Stelle, so passiert ein Unglück.

Dann wäre diesmal ein bildschöner Grenzvorfall mit allen Schikanen konstruiert worden. Der Straschnik hätte den Blasius ins Kittchen gesteckt und den Herrn Rat wegen Grenzschmuggels angezeigt. Er hätte den Vorfall seinem Kapitän, dieser dem Landrat, dieser dem Gouverneur, dieser dem Generalgouverneur, dieser dem Minister in Petersburg gemeldet. Eine hochpolitische Vorstellung wäre an den deutschen Botschafter, von diesem an den Staatssekretär des Auswärtigen in Berlin und nun in absteigender Linie über Oberpräsident, Regierungspräsident und Landrat an den Herrn Grenzkommissar gelangt, und das Unglück wäre fertig gewesen. Viele Herren hätten sich die gelehrten Köpfe wegen einer hungrigen Kuh zerbrochen und hätten für Papier, Tinte, Telegramme, Dienstreisen usw. den reellen Wert von zehn Kühen in Ausgabe gestellt. Eine halsnotpeinliche Kommission wäre an der Grenze zusammengetreten und hätte sich gestritten, ob der Hase oder die Kuh oder der Alois oder der Herr Rat oder der Blasius die Grenze verletzt oder ob sie sie eventuell verletzt hätten, oder ob sonst ein dolus eventualis im Spiel gewesen wäre.

Wäre das etwa kein Unglück gewesen? —

So aber blieb, dank dem Nichterscheinen der hohen Polizei, alles im Lot. Der Kuhhirt bekam seine Kuh, der Jäger seinen Hasen. Die Kinder des Langen tranken weiter die süße Milch der Muschka; der Hase aber wurde bestimmungsgemäß vom Herrn Rat verspeist. Der Alois erhielt das Trinkgeld und der Straschnik die Zigarren, die dem Langen zugedacht waren, und so stand alles wieder in bester Ordnung

„Hör' mal, Schruller, das war Nötigung unter erschwerenden Umständen! Ich werde dem Manne drüben meinen Rechtsbeistand anbieten", ließ sich jetzt der Notar hören, der soeben auf dem Kriegsschauplatze angelangt war.

„Tu's! Kann seine Sache nur verschlechtern, wenn du dabei bist", parierte Rat Schruller.

Drüben aber, jenseits der Grenze, erhob der Lange jetzt, als er sich in Sicherheit fühlte, einen Heidenlärm und fluchte Hölle und Teufel zusammen, bis ihm der Straschnik in berechtigter Ausübung seiner durch die drei Zigarren gekräftigten polizeilichen Würde zur Beruhigung einen Kolbenstoß verabfolgte. Der besänftigte den Langen.

Dem Herrn Rat aber fiel auf dem Heimwege wieder der gute König aus dem Taucher ein, und er empfand mit Genugtuung, daß er, wenn auch in schroffem Gegensatz zu der tragischen Lösung des Schillerschen Konflikts, einen viel großartigeren und sittlicheren Abgang zu verzeichnen gehabt habe; denn er hatte seinen guten Hasen, der Lange aber Kuh und Leben gerettet.

Als man jedoch nach Schluß der Jagd im „gelben Löwen" beim Essen saß, hielt der Herr Notar eine Rede und erklärte feierlich und unter dem Aufgebot tiefster moralischer Entrüstung, er könne hinfort des Herrn Rat Schruller Freund und Weidgenosse nicht mehr sein, weil dieser sich der Kuhjagd ergeben habe.

Beziehungen Richard Wagners zu Breslau

Von Emmy Busch in Breslau

Im Spätsommer, wenn die Festspiele von Bayreuth das Interesse der gebildeten Welt auf sich lenken, wenn die Musikfreunde aus allen Erdteilen nach jener bayrischen Stadt am roten Main eilen, um im National-Theater einen künstlerischen Hochgenuß auszukosten, wird die Erinnerung an Richard Wagner wieder lebhaft angeregt. Auch aus unserer schönen Heimatprovinz sind sicher Musikverständige zu jener Kunststätte geeilt, die mit doppeltem Interesse die weihevollen Melodien des berühmten Komponisten auf sich wirken ließen. Dieser war durch zahlreiche Fäden mit Schlesiens Hauptstadt verknüpft und hatte sicher schon in früher Kindheit Eingehendes über das Kunstleben unserer Metropole des Ostens erfahren. Der Stiefvater Wagners nämlich, der Schauspieler Geyer, wirkte zu Anfang des 19. Jahrhunderts als sehr beliebter und geschätzter Künstler in Breslau; es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er später im Familienkreise von diesem für ihn

so angenehmen Aufenthalt in unserer Oderresidenz wiederholt anerkennend gesprochen hat.

Breslau ist auch die erste preußische Stadt, welche volles Verständnis für die geniale Beanlagung Wagners zeigte, wurde doch in Schlesiens Hauptstadt im Jahre 1852 „Tannhäuser" zum ersten Male in Preußen aufgeführt und zwar mit durchschlagendem Erfolge. In dem langen Zeitraum von 58 Jahren hat sich diese Oper als Repertoirestück unseres Stadttheaters an hervorragender Stelle behauptet und geht immer bei vollbesetztem Haus über die Bühne. 1853 folgte dann der düstere „fliegende Holländer" und 1854 der glänzende „Lohengrin": Zwar fanden die zwei letztgenannten Opern anfänglich nicht gleich die begeisterte Aufnahme wie „Tannhäuser", doch stiegen sie bald in der Gunst des Publikums und sind jetzt gleichfalls seit über einem halben Jahrhundert feststehende und beliebte Repertoirestücke. Einige Jahre darauf nahm Wagners Geschick eine besonders trübe Wendung, seine Oper „Rienzi" wurde von verschiedenen andern deutschen Theatern abgelehnt. Wiederum war es die Breslauer Bühne, welche auch diese Schöpfung im Jahre 1858 mit Erfolg zur Aufführung brachte. So waren die musikalischen Kunstwerke Wagners bereits seit Jahren das geistige Eigentum der Breslauer Bevölkerung, als der Meister im Jahre 1863 unserer Hauptstadt seinen ersten und wohl auch einzigen Besuch abstattete. Richard Wagner hatte, einer Aufforderung der Fürsten Hohenzollern folgend, in Löwenberg ein Konzert dirigiert und kam von jenem Gebirgsstädtchen nach Breslau. Der Begründer des hiesigen Orchestervereins, Damrosch, hatte den Meister gebeten, das 5. Abonnementskonzert zu dirigieren. Wider Erwarten fand aber der geniale Künstler nicht die begeisterte Aufnahme bei dem Breslauer Publikum, die man bestimmt vorausgesetzt hatte. Wagner befand sich damals in sehr bedrängter pekuniärer Lage, und seine Breslauer Freunde hegten die Hoffnung, einen reichen Kunstmäcen zur Tilgung der Schuldenlast zu gewinnen; aber auch diese Erwartung erfüllte sich nicht. So wäre anscheinend der Besuch des Komponisten in Schlesiens Hauptstadt mit herben Enttäuschungen für diesen verknüpft gewesen. Er machte jedoch bei dieser Gelegenheit eine sehr wertvolle Bekanntschaft, welche von großem, förderndem Einfluß für seine späteren Erfolge war. Eine begeisterte Verehrerin der musikalischen Größe Wagners, Fräulein von Buch, lernte bei diesem Anlaß den Künstler persönlich kennen. Diese Dame heiratete später einen der obersten Hofchargen Kaiser Wilhelm I., den Freiherrn von Schleinitz. Als dessen Gemahlin nahm sie eine dominierende Stellung am Hofe und in der Berliner Gesellschaft ein. Die Reichshauptstadt hatte sich bisher Wagners Kunstleistungen gegenüber sehr ablehnend verhalten. Dem Einfluß der Freifrau v. Schleinitz ist es zu danken, daß auch die Berliner Bühnen die Werke Wagners und zwar mit großem Erfolge zur Aufführung brachten. Der Hof begann sich lebhaft für den Meister zu interessieren, und Kaiser Wilhelm I. war einer der ersten, hohen Gäste bei den Festvorstellungen in Bayreuth. So war es einer Schlesierin vergönnt, dem Künstler die Wege in der Residenz unseres deutschen Vaterlandes zu ebnen.

Breslau hat den Werken Wagners stets einen hohen Ehrenplatz eingeräumt. Als der greise Kaiser Wilhelm im Jahre 1882 zum letzten Male in Schlesiens Hauptstadt weilte, gelangte als Festoper „Lohengrin" zur Aufführung. Bei der Anwesenheit des Zaren und Kaiser Wilhelm II. im Herbst 1896 war als Galaoper der 2. Akt des „fliegenden Holländers" ausersehen. Aber nicht nur den gekrönten Häuptern, sondern auch den Fürsten im Reiche der Wissenschaft wurde anläßlich der hier tagenden Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte 1904 als Festvorstellung „Der fliegende Holländer" zu Gehör gebracht. Alljährlich im Mai findet im Stadttheater eine Aufführung des Gesamt-Zyklus Wagnerscher Opern statt, zu welchem berühmte Künstler und Künstlerinnen aus der Ferne herbeieilten. Im Jahre 1908 wurden jedoch diese Vorführungen das erstemal mit unseren vorzüglichen heimischen Kräften bestritten. Der „Parzival" erlebte hier seine Erstaufführung im Jahre 1900 in der Elisabethkirche, und am Bußtag 1908 ging er auch zum ersten Male über unsere Bühne.

Wie ersichtlich, versteht Breslau die Genialität Wagners gebührend zu würdigen. Nicht die großen Musikzentren sind die Wiege seines Ruhmes, sondern unsere Metropole des Ostens; soll doch auch von hier aus weitesten Kreisen das Verständnis für Wagner erschlossen werden. Professor Max Koch, unser bekannter Literaturhistoriker, verfaßt die eingehendste Wagnerbiographie, die es bis jetzt gibt. Ihr erster Band ist im Vorjahr erschienen.

Wenn wir Schlesier in der kommenden Theatersaison den hehren Klängen Wagnerscher Musik lauschen werden, können wir uns mit freudiger Genugtuung ins Gedächtnis rufen, daß es Schlesiens Hauptstadt war, welche zuerst das rechte Verständnis und später die wahre Würdigung für die unsterblichen Werke des Meisters hatte.